

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

## Die Schwestern.

Roman von W. Kaufsky.

(Fortsetzung.)

Marie erhob sich, ihren Arm um Minna legend, als gälte es, diese vor einem weiteren Angriff zu schützen.

„Tante!“ rief sie lehend.

Elvira's dunkle Augen richteten sich in diesem Augenblick forschend auf Minna's Antlitz. Was wird sie sagen, wird sie sich verteidigen oder wird sie den Vorwurf hinnehmen? Das waren die in ihr aufstürmenden Gedanken, die auch ihr Herz rascher schlagen machten.

Eine Pause entstand. Dann begann Minna leise, ohne den Kopf zu erheben:

„Du weißt, wie alles gekommen ist, durch welche Verkettung von Umständen, — er war hierher gekommen, weil er hier den Freund zu finden glaubte, — er fand ihn nicht —“

„Und dennoch blieb er?“

„Das Kämmerchen stand leer, — wir hatten längst die Absicht, es zu vermieten —“ Minna erhob plötzlich den Kopf, und ihre Stimme kräftigend, sagte sie ziemlich fest: „Du kennst Fritz Berger, du weißt es wohl, daß wir keinen achtungsvolleren und achtsameren Miethsmann finden konnten, als diesen Freund unseres Bruders.“ Und nun, mit der Erinnerung an den Bruder ihren früheren Empfindungen wieder zurückgegeben, bat sie noch flehentlich: „Um diesen handelt sich's jetzt allein Luitze, ich bitte dich nochmals, gib mir die Mittel, daß ich noch in dieser Nacht zu ihm fahren kann.“

Aber Luitze schüttelte den Kopf. Sie fand diesen Entschluß übereilt. Auf keinen Fall sollte sie des Nachts reisen, sie sei zu aufgereggt, sie solle sich ein wenig Ruhe gönnen, vielleicht würde sie am nächsten Morgen selbst anderer Meinung sein.

Minna langte nach dem Brief und schob ihn in ihre Tasche. Sie erhob sich mit einem Seufzer. Sie sah ein, sie müsse sich vorläufig darein ergeben. Auch die übrigen nahmen von Tante Luitze Abschied.

„Kommt morgen früh zu mir,“ sagte Luitze zu Minna, „wir werden dann beide ruhiger über die Sache urtheilen; sollte es dir dennoch durchaus nöthig erscheinen, deinen Bruder zu besuchen, so kannst du morgen mit dem Nachmittagszuge abreisen, nachdem du vorher Alfred telegraphisch von deinem Kommen in Kenntniß gesetzt hast. Und nun suche dich zu beruhigen und mache dir keine exaltirten Vorstellungen.“ Sie küßte sie zärtlich, und dann auch die übrigen Mädchen.

Als diese sich auf der Straße befanden, saßen sie sich unter

den Armen und steckten die Köpfe zusammen, sie hatten sich noch so viel Wichtiges zu sagen und untereinander abzureden. Aber der abscheuliche Sturm, der ihnen um die Ohren heulte, und die furchtbare Kälte machten ein längeres Verweilen auf der Straße fast unmöglich. Sie trennten sich also, nachdem sie sich wiederholt umarmt und geküßt hatten, als gälte es einen Abschied auf lange Zeit. Die beiden Weiß gingen links, sie hatten nur eine Gasse zu durchschreiten, die Depaulis mußten gegen den Fluß hinabsteigen.

### Zweites Kapitel.

Minna und Amelie waren in die dunkle Flur des Häuschens getreten, das sie bewohnten. Der Besitzer hatte es für überflüssig gehalten, dieselbe durch eine Lampe zu erleuchten; die vorsichtige Amelie entnahm daher ihrem Täschchen einen Wachsstock, zündete ihn an und leuchtete sich damit über die Treppe hinauf, welche Minna schon vorher im Dunkeln erstiegen hatte. Bei dem schwachen Scheine, den dieses Licht verbreitete, bemerkte man, daß in den winzig schmalen Korridor, in dem sie sich jetzt befanden, drei Thüren mündeten, welche nach West, Nord und Ost gingen und durch die man in die Küche, in das Zimmer der Mädchen und in ein kleineres Stübchen Eingang fand, welches seit dem Tode der Mutter als Absteigequartier für den Bruder bereit gehalten ward, der seine Schwestern zeitweilig zu besuchen pflegte, das seit dem Herbst aber von dem schon früher erwähnten Fritz Berger bewohnt war. Die beiden Mädchen traten in ihr Zimmer. Es war ein trauliches Gemach; die Möbel von weichem Holz, aber schmuck und nett. Die weißüberdeckten Betten der Mädchen standen nebeneinander, über denselben hing die gute Kopie einer rafaelschen Madonna. In der tiefen Fensternische befand sich der Arbeitstisch, hinter den düstigen Gardinen fast versteckt und mit den verschiedensten Handarbeiten, meist angefangenen Sticereien, bedeckt, — alles zu liefernde Arbeit. Von der Fensterwölbung hing eine Ampel herab, aus welcher eine dunkle, saftige Schlingpflanze in üppigem Wachsthum ihre weitverästelten Zweige nach abwärts schlängelte und mit einigen derselben ein hier aufgehängtes Vogelbauer dekorirte, dessen Inzasse inmitten dieses frischen Grüns sich äußerst wohllich fühlte, in dem gegenwärtigen Augenblick aber seinen Kopf zwischen die Flügel gesteckt hatte und eingeschlafen war. Ein Hauch von Friede und Jungfräulichkeit war über das Gemach gebreitet. Alles hier Befindliche mußte eine gute Meinung

für die zwei jungen Wesen erwecken, die gänzlich verwaisst, allein für sich zu sorgen hatten und unter ihrer eigenen Obhut standen. Die Mädchen legten ihre Tücher und Jacken ab und die Kleine machte sich sogleich daran, die Lampe anzuzünden.

„Könnten wir heute nicht ein bißchen Thee haben?“ fragte sie ihre ältere Schwester. „Es ist so kalt hier, mich friert wahrhaftig.“ Sie schüttelte sich ein wenig und zog die Schultern in die Höhe.

Es war ein blaßes, blutarmes Geschöpf, dieses sechzehnjährige Kind, dessen Entwicklung bei seiner sitzenden Lebensweise sich verzögerte. Es mußte frieren bei einer Zimmertemperatur von nur zwölf Grad Wärme. Ihre blühende, vollstädtige Schwester, die unter günstigeren Verhältnissen erwachsen war und durchaus keine Kälte verspürte, hatte gleichwohl ein richtiges Verständniß für den Zustand der Kleinen. Sie nickte ihr zärtlich zu und holte die Spirituslampe, die sie entzündete und auf welche sie ein Töpfchen mit Wasser setzte.

„Wir haben auch etwas Butter,“ sagte sie.

Malchen rieb sich vergnügt die Hände. „Ah, das ist gut, Butterbrot und Thee, es gibt nichts Besseres.“ Ich will dafür auch noch fleißig sein, wir sollen ja heut die Sacktücher fertig machen, nicht wahr, Minna?“

„Ich bringe das leicht allein zustande, du kannst schlafen gehen.“

„D gelvß nicht, ich will nicht schlafen, während du arbeitest.“

Der Thee war bald fertig und auch die Brötchen geschmiert, und die beiden Schwestern setzten sich an den Tisch, der unweit des Ofens stand, um ihr bescheidenes Abendessen einzunehmen. Minna zeigte sich bald gesättigt; all die Sorge und Angst um den Bruder, durch ihre häusliche Thätigkeit ein wenig zurückgedrängt, ward aufs neue in ihr lebendig und raubte ihr alle Eplust. Sie schlang die Hände ineinander und dachte hin und her, was sie verkaufen könnte oder sonst thun müßte, um sich das nöthige Reisegeld zu verschaffen, falls es ihr Tante Luise auch morgen verweigern würde. Es wollte ihr nichts einfallen. Sie waren so arm, sie besaßen keinen Werthgegenstand mehr, und das einzige gute Kleid, das sie hatte, das mußte sie doch zur Reise anziehen.

Malchen hatte den Brötchen wacker zugesprochen, hatte zwei Schalen Thee getrunken und dann das Geschirr abgeräumt. Sie brachte die Stüchrahmen und die Mädchen griffen zur Nadel, um bei Licht ihre feine, augenanstrengende Arbeit zu beginnen. Nach einer guten Weile stützte Malchen ihre Ellbogen auf den Tisch und sah der Schwester ins Antlitz.

„Wie kannst du denn sticken, deine Augen schwimmen in Thränen, quäl dich doch nicht so.“

Minna schüttelte den Kopf. „Es ist ja nichts.“ Sie wischte rasch über die Augen. „Ich weiß, daß mir das Weinen nichts nützt und daß ich Geduld haben muß bis morgen.“ Sie arbeitete weiter, aber sie vermochte es nicht lange. Sie stieß plötzlich den Rahmen zurück und stand auf. „Ich hatte vergessen des Nachmittags bei Berger aufzuräumen,“ sagte sie mit einer Stimme, die so gepreßt klang, daß sie fast unverständlich war, „ich muß hinüber, sonst könnte er wohl früher nachhause kommen.“

Sie nahm den Schlüssel von der Thür und ein Licht und entfernte sich rasch. Sie mußte einen Augenblick allein sein, um einem Schmerze Luft zu machen, der sie fast erstickte. Auf dem Korridor angelangt, sperrte sie die kleine Thür nach Norden auf, und nachdem sie einen kurzen Augenblick auf der Schwelle verharret, um sich zu vergewissern, daß auch niemand darin sei, betrat sie das Zimmer. Sie stellte das Licht auf den Tisch, warf sich in einen Sessel und, die Hand vor das Gesicht schlagend, brach sie in lautes Weinen aus. Es war eine physische Erleichterung, die ihre irritirten Nerven verlangte.

Das Kerzenlicht flackerte anfänglich hin und her, dann brannte es ruhiger und beleuchtete mit seinem röthlichen Schein die Gegenstände umher. Vieleslei und die verschiedensten Dinge hingen, lagen und standen hier durcheinander. Es war dies der Wohnraum eines Menschen, der in seiner vielfachen Begabung noch nicht das ihm eigentlich zusagende herausgefunden hat und deshalb seine Fähigkeiten nach allen Richtungen hin versucht, dabei nur spielend seine Kräfte übt und den schöpferischen, nach Ausdruck und Gestalt drängenden Ideen im verschiedensten Sinne Verkörperung verleiht. Die Wände hingen voll Studien: Köpfe, Landschafts- und Thierstudien in der flüchtigsten Weise mit Kohle auf das Papier geworfen. Dann zeigten einige aus Thon geformte Thierköpfe den Sinn für Plastik und edle, anmutige

Form. Freilich war kein einziges dieser Stücke ausgeführt, und von zertrümmerten und halb angefangenen war eine noch größere Anzahl vorhanden. Auf dem Fensterbrett waren Chemikalien aufgehäuft, einige bereits in Fläschchen und Tiegeln in die gewünschten Verbindungen gebracht, die meisten noch des anzustellenden Experimentes harrend. Eine ganze Kollektion Farben in Töpfchen waren um einen Reibstein aufgestellt. Friß machte hier Versuche mit einer neuen Art Tempera. Er versetzte die Farben mit Eßig, Eidotter, Firniß, Soda und probirte täglich noch einige andere Zusätze. Diese Tempera sollte aber auch alle ähnlichen Versuche in Schatten stellen, diese Farbe hatte nicht den lästigen Glanz der Delfarbe, und er wollte ihr noch erhöhere Dauer verleihen.

In einer Ecke hing eine Laute und über das ganze Bette lagen Notenblätter verstreut, die wieder für die musikalische Richtung Zeugniß ablegten. Auf dem Tisch waren mehrere Skizzenbücher ausgebreitet und darüber lag ein kleines Pfeifen, aus dessen Kopf die Asche gefallen war. Ein mit Tinte sehr beklertes Tintenzug stand daneben und über demselben lag ein aufgeklapptes Federmesser; Bleistift und Zeichenkohle, Zündhölzchen und Federn, Pinsel und Stücke Gummilastikum, Cirkel und Lineale waren kunterbunt durcheinander geworfen, und da auch noch einige alte Romanscharteken und ein Band Lieder hier aufgestapelt waren, so zeigte sich der ganze Tisch bedeckt.

Minna hatte hier in einsamer Stille ihren Thränen freien Lauf gelassen; allmählich beruhigte sie sich, und ihre Gedanken, die dem Entfernten gefolgt waren, begannen sich, kaum daß sie es selbst merkte, wieder dem Nahen, dem sie Umgebenden zuzuwenden. Mechanisch hatte sie das Federmesser zugeklappt und die Bleistiftschneideln auf ein Häufchen gesammelt. Sie entfernte dann die Pfeife von den Büchern und befreite das Papier von der Asche, die sie hinwegblies. Ihre Augen fielen auf das Blatt und sie stieß einen Laut der Ueberraschung aus. Sie hatte ihr eigenes Konterfei vor sich. Sprechend ähnlich und doch gewaltig karrikirt. Ja wohl, recht arg karrikirt, aber man sah trotzdem die liebevolle Weise, mit der es behandelt war, und so erschien das Ganze als ein übermüthiger und doch anmüthiger Scherz.

Minna brach in ein helles Lachen aus: „Der Abscheuliche, er wußte, daß ich das finden müßte; — mich so häßlich zu machen! Augen wie Wagenräder, und diese Lippen! Ach, er muß mich immer necken.“

Sie besah es noch genauer. „Wie fleißig er das ausgeführt hat, man sieht, es hat ihn amüßirt, mich zu einem kleinen Scheusal zu machen, — was das nur für ein boshafter Mensch ist.“ Sie lachte wieder, es war ein glückliches Lachen und ließ ein schallhaftes Grübchen in der Wange entstehen, dann streckte sie drohend die Finger gegen ein an der Wand hängendes Bildniß aus: „Na, warte nur!“ Die Hand ward zurückgezogen, aber die Augen blieben an dem Bilde hängen. Das Licht der Kerze ließ die lichter Partien desselben deutlich genug hervortreten. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und betrachtete es unverwandt. Ihre Augen nahmen einen unendlich zärtlichen Ausdruck an und der Mund öffnete sich ein wenig, wie in sehnsüchtigem Verlangen. Es war der Kopf eines Jünglings mit kräftigen, ausdrucksvollen Zügen, mehr originell als schön; die Frische und Lebensfreudigkeit der ersten Jugend im Blick, im Lächeln. Das lichtbraune Haar war kurzgeschritten, lockte sich aber über der breiten Stirn; der Bart, der um Lippen und Wangen sproßte, hatte die Weichheit und das natürliche Geträufel des ersten Wuchses. Das weiße Hemd, das am Halse zurückgeschlagen war, stand weit offen und zeigte den kräftigen Nacken und die hohe, gewölbte Brust.

Es war Friß Berger, den Alfred vor zwei Jahren an der Akademie als Studie gemalt hatte. Minna nickte ihm zu; sie mußte des Augenblicks gedenken, wo ihr dieser Jüngling zum erstenmal vor Augen getreten war, vom langen Marsch ermüdet, hungrig, als ein Bedürftiger, von allen Mitteln entblößt, der das karge Mahl, das sie ihm vorsetzte, gierig verschlang, und der, wenn sie ihm nicht das leere Stübchen ihrer Wohnung angewiesen, nicht gewußt hätte, wohin er sein Haupt legen sollte. Damals schon hing das Bild an demselben Platze, wie jetzt. Alfred hatte es bei seinem letzten Besuche mitgebracht und wollte es in seinem Zimmer als Erinnerung an den Freund bewahrt haben.

Friß war, wie Alfred, Schüler der Akademie, die beiden hatten sich zusammengefunden und ein Herzensbündniß geschlossen. Auch Friß hatte keine Eltern mehr. Sein einziger Verwandter, der

sich einigermaßen um ihn bekümmerte, war Dechant. Dieser besaß einiges Vermögen und eine fette Pfründe. Dem lebhaften Wunsche des Jünglings, Maler zu werden, hatte er unter der Bedingung nachgegeben und ihm zugleich seine Unterstützung zugesagt, wenn er sich der kirchlichen Kunst zuwende.

Er hatte ihn hierauf seinem Freunde, einer Berühmtheit in diesem Fache, selbst zugeführt und ihn gebeten, seinem Neffen die hohen Ideale der Kunst zu offenbaren. Anfänglich lauteten die Berichte des Meisters über seinen Schüler äußerst günstig, aber nach zweijähriger Studienzeit schrieb er, daß der Mann nach einer andern Richtung hin möglicherweise Talent haben könne, für die Darstellung des Göttlichen und Erhabenen habe er jedenfalls keines. Keine Spur einer ästhetischen Auffassung sei bei ihm zu finden, kein Verständniß für das Ideale. Er habe nicht einmal den Willen, seine Körper zu verfeinern, ihnen jenes Edle zu verleihen, daß jedes Bild, das fromme, andächtige Gefühle erwecken solle, doch besitzen müsse; im Gegentheil zeige er den tiefsten Realismus und ziehe alles ins Rohe und Gemeine. Ja, er müsse mit Kummer seinem geistlichen Freunde gestehen, daß sein Neffe eine erschreckende Irreligiosität zeige und vor den Heiligen der katholischen Kirche so gut wie gar keinen Respekt habe. Habe er doch einen seiner Mitschüler, der eine heilige Magdalena malte, deren nacktes Bein er, der Meister, selbst gezeichnet hatte, ausgelacht, und behauptet, ein solches Bein hätte sein Lebtage kein „Weibsbild“ besessen, und hierauf habe er sich hingesezt und dieses selbe Bein korrigirt und es so fleischlich und naturalistisch gemalt, als wenn es sich um ein Modell handelte.

„Es hat mich tief empört,“ schrieb er, „die heil. Magdalena ein Weibsbild nennen zu hören. Ueberdies verabscheue ich diesen verben Realismus mit seiner Fleischlichkeit. Meine Schüler müssen sich an stilisirte Formen gewöhnen, und ich kann höchstens noch die Antike gelten lassen.“

So der kirchliche Meister, der Fritz hierauf aus der Zahl seiner Schüler ausgeschlossen hatte.

Der Onkel Dechant war wüthend. Er empfand es wie eine persönliche Beleidigung, die ihm sein Neffe angethan, da er sich gegen die Kirche so unwürdig benommen habe. Gegen ein Uebertreten in ein anderes Fach legte er sein Veto ein. Fritz schrieb ihm indeß zurück, daß dies schon geschehen sei, und daß er bereits bei einem andern Professor arbeite. Hier wurde Fritz mit Albert bekannt und sie waren bald die Unzertrennlichen. Das frische, heitere Temperament des jüngeren, mit seinem glücklichen Leichtsinne, seiner Stetigkeit und etwas derben Gutmüthigkeit sagte dem älteren Alfred ungemein zu, der bei seiner delikaten Organisation, seiner nervösen Empfindlichkeit und seinem vornehmen Wesen sich bisher von keinem seiner Kollegen so angezogen gefühlt und an keinen so innig angeschlossen hatte wie an Fritz, obwohl auch diese beiden — oder vielmehr weil sie — in allem Gegensätze waren.

Alfred hatte ihm oft von seinen Schwestern, besonders von Minna, erzählt und wie oft seinem Bedauern Ausdruck gegeben, daß er die Theuren in dem kleinen Landstädtchen, dem Geburtsorte ihrer Mutter, zurücklassen mußte. Er betonte jedoch seine Absicht, sie während der Ferienmonate zu besuchen. Das geschah auch. Und wieder war ein Jahr vergangen; Fritz hatte sich in das neue Fach des Genre rasch hineingefunden. Sein gegen-

wärtiger Professor, der ein Detailist war, und sich hauptsächlich auf die exakte und fleißige Durchführung des Nebenächlichen, des Beiwerkes verlegte, wohl hauptsächlich in dem instinktiven Gefühl, dadurch die Armuth der Komposition, den gänzlichen Mangel an Gedanken zu verhüllen, tabelte an ihm die geringe Aufmerksamkeit, die er diesen Dingen widme, und warf ihm Flüchtigkeit vor. Um diese Zeit ward für die Schüler eine Konkursarbeit ausgeschrieben. Fritz betheiligte sich daran. Aber wie das bei begabten Naturen häufig ist, er hatte so viele Ideen, daß er nicht wußte, mit welcher er beginnen solle. Er komponirte heute etwas, das er nach einigen Tagen bei Seite warf, da er inzwischen, wie er sagte, ein besseres Motiv gefunden hatte.

Alfred mußte ihm allen Ernstes bedeuten, sich endlich auf eine Idee zu beschränken und diese mit aller Aufmerksamkeit durchzuführen.

Fritz wählte eine ländliche Szene mit einer Unmasse von Figuren. — Der Einreichungstermin war zu Ende — Fritz hatte sein Werk erst am letzten Tage eingegeben — eine Jury wurde ernannt, worunter die Berühmtheit im kirchlichen Fach als erster Preisrichter fungirte, und nun wurden die Werke dieser jungen Künstler ausgestellt und einer Prüfung unterzogen. — Fritz Berger war unter den Nichtprämiirten.

Es wurde ihm noch überdies eine Nüge ertheilt, daß er einen solchen Gegenstand erwählt habe. Ein so vielbewegtes Treiben darzustellen und so viele Personen in den kühnsten Stellungen, dies seien Schwierigkeiten, die einem bereits vollendeten Künstler zu schaffen machten, bei einem Schüler müsse dergleichen aber als Unbescheidenheit, ja geradezu als eine Keckheit angesehen werden.

Einzelne der Charakterköpfe seien zwar gelungen, aber die Durchführung des ganzen sei skizzenhaft und lasse so viel wie alles zu wünschen übrig.

Fritz war außer sich. Es handelte sich diesmal um seine ganze Zukunft. Laut und öffentlich klagte er die Pedanterie und Ungerechtigkeit der Preisrichter an, die ihre persönlichen Sympathien und Antipathien dabei zu Rathe zögen, klagte die Kleinlichkeit der Professoren an, die nach der Sauberkeit, nach der mehr oder weniger fleißigen Ausdünstelung noch immer das Talent eines Schülers beurtheilen wollten, und es wahrscheinlich zum Prinzip erhoben hatten, nur die Affen ihrer eigenen Methode zu belohnen und mit dem Preise zu krönen. Einer der also Ausgezeichneten sah darin eine Anspielung auf sich selbst und stellte ihn zur Rede. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, der damit endete, daß Fritz dem Preisgekrönten eine Ohrfeige gab.

Am nächsten Tag ward ihm von seinen Vorgesetzten der freundschaftliche Rath ertheilt, sich nicht mehr in der Anstalt blicken zu lassen, wenn er nicht eine Ausweisung in aller Form provoziren wolle. Man werde diese Maßregel um so strenger durchführen, da er bereits einmal wegen ungenügender Leistungen von einem Professor verabschiedet worden sei. Fritz nahm alle seine Studien, seine Pinsel und Paletten, selbst seine fertigen Bilder, sammt dem Blindrahmen und verurtheilte das alles zum Feuerode. Am nächsten Tag erhielt er einen Brief seines Oheims, der ihn zu sich berief. Er nahm Abschied von seinem Freund Alfred und reiste ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Wasser- und Wasserverreinigung.

Von Rothberg-Lindener.

(Fortsetzung.)

Man kann wohl sagen, daß ein Wasser, daß allen Ansprüchen gleichzeitig genüge thun könnte, überhaupt nicht vorhanden ist; denn selbst das chemischreinste, das destillirte Wasser, das allen technischen Bedürfnissen entsprechen würde, ist als Getränk weder für den Geruch, noch für den Geschmack verlockend. Dasselbe ist bei dem ihm zunächst stehenden Regenwasser der Fall, das beim Niederfallen auch schon Spuren von organischem und unorganischem Staub und auch von salpetrigsaurem Ammoniak aus der Luft aufnimmt; es ist vor allem nicht in beliebiger Quantität zu haben; auch wären Leitungsröhren von Blei für Regenwasser gar nicht verwendbar, da sie davon angegriffen werden. — Sowie das Wasser von atmosphärischem Niederschlag aber erst mit dem Erdboden in Berührung gekommen ist, mehren sich die Bei-

mengungen ganz erheblich und die Normen, die für gutes, reines, möglichst vielseitig brauchbares Wasser gelten sollen, werden ziemlich willkürlich, entsprechend den oft auseinandergehenden wirklichen oder vermeintlichen Erfahrungen, aufgestellt. Ein jeder hat die seinen doch zunächst und am umfanglichsten mit dem an seinem Wohnort gerade zur Verfügung stehenden Wasser gemacht. Nun kommen zwar im allgemeinen dieselben Stoffe als Beimengungen in den örtlich verschiedensten Wassern aufgelöst vor, aber in sehr wechselnden Quantitäten.

Diese Substanzen, welche sich überall im Quell-, Fluß- und Brunnenwasser vorfinden, sind folgende: zunächst die Bestandtheile unserer atmosphärischen Luft, Sauerstoff und Stickstoff, und zwar der erstere in etwas größerem Verhältniß als in der Luft;

ferner Kohlenäure in sehr wechselnden Mengen; zuweilen auch etwas Schwefelwasserstoff, der sich durch seinen, faulen Eiern ähnelnden, Geruch bemerklich macht. Es kommen ferner gelöst vor Verbindungen von Kalium, Natrium und Ammoniak, des Kalks und der Magnesia, von Thonerde, Eisen und Mangan — und zwar in Vereinigung mit den Säuren: Kohlenäure, Schwefelsäure, Salpetersäure und Kieselsäure, sowie mit Chlor. Endlich sind allemal, in gleichfalls sehr wechselnden Verhältnissen, organische Stoffe in jedem Wasser vorhanden und zwar theils als lebende pflanzliche oder thierische Individuen oder Keime, theils als Zersetzungserzeugnisse von solchen.

Die vollständige chemische Analyse und Bestimmung der relativen Mengen all' dieser Substanzen in einem gegebenen Wasser ist eine sehr umständliche und gehört zu den schwierigsten Arbeiten eines Chemikers in einem gut eingerichteten Laboratorium; für den Laien ist sie völlig undurchführbar, und es hat daher auch die Beschreibung des anzuwendenden Verfahrens wenig Interesse. Es genügt aber für den praktischen Bedarf meistens die Bestimmung einiger wenigen Stoffe, die für den jedesmaligen Zweck des Wassers von wesentlichem Einfluß sind.

Als solche sind zu berücksichtigen: beim Trinkwasser in erster Linie die Menge der organischen Körper oder der Salpetersäure

(die meistens als Zersetzungserzeugnisse der organischen Körper auftritt), des Kalks und der Magnesia. Wenn die Quantität dieser Stoffe eine gewisse Größe übersteigt, erachtet man das Wasser als ungenießbar. Bei Speisewasser für Dampfkessel muß hauptsächlich die Menge von Kalk, Magnesia und Eisen in Verbindung mit Kohlen- und Kieselsäure bestimmt werden, wenn man beabsichtigt, durch geeignete Zusätze aus einem kalkreichen oder harten Wasser ein kalkarmes oder weiches zu machen und dadurch den Absatz von Kesselstein zu vermindern. Für den Gebrauch eines Wassers zum Waschen macht sich ein hoher Kalkgehalt gleichfalls unangenehm bemerklich, weil derselbe sich mit der Seife zu einem unlöslichen, fettsauren Kalksalz umsetzt, wodurch die reinigende Wirksamkeit derselben verringert wird. Wird ein hartes Wasser zum Kochen von Hülsenfrüchten benutzt, so zeigt sich die Erscheinung des sogenannten „Hartkochens“, daherrührend, daß der Kalk mit dem Bestandtheil „Legumin“ der Hülsenfrüchte eine unlösliche Verbindung eingeht, die das Wasser nicht in das Innere derselben eintreten läßt, wodurch sie alsdann nicht vollständig gar werden. Auch den Bierbrauern ist ein großer Kalkgehalt des Wassers hinderlich, da er das Quellen des Malzes und die Gährung der Würze verzögert. Wenn wir ferner noch darauf aufmerksam machen, daß unter Umständen ein größerer



Valburs Tod. (Seite 39.)

Eisengehalt dem Färber unerwünschte Veränderungen seiner beabsichtigten Farbe veranlassen kann, sowie ein Kochsalzgehalt in Zuckerfabriken leicht zum Feuchtwerden der Zuckerbrote führt, und übernormale Beimengung von Salpetersäure das Erhärten des Mörtels in Gebäuden verzögert und ihn weniger fest werden läßt, so ist ein gewisser Widerstreit der Interessen bei der Auswahl von Wasser zur Versorgung einer ganzen Stadt ganz begreiflich.

In den meisten Fällen wird das Wasser nur auf seinen Gehalt an Kalk und Magnesia, an Salpetersäure und organischer Substanz untersucht.

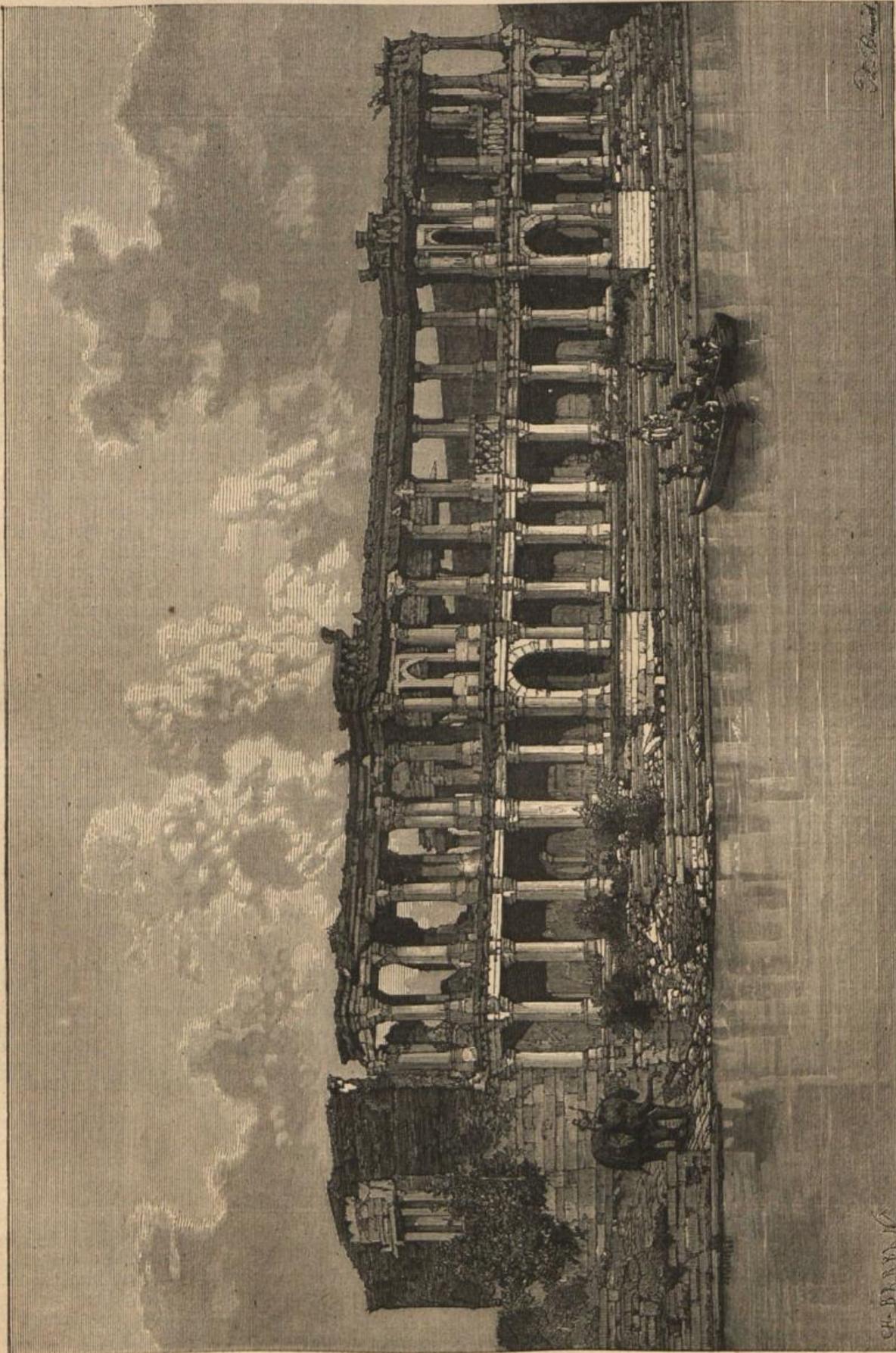
Der Kalkgehalt oder die sogenannte Härte des Wassers wird ziemlich allgemein in der Weise bestimmt, daß zu einem genau abgemessenen Quantum desselben eine verdünnte Seifenlösung von einem vorher bestimmten Gehalt an ganz reiner Kali- oder Natronseife gesetzt wird, bis nach mäßigem Schütteln der Schaum nicht mehr verschwindet. Das ist nämlich der Zeitpunkt, da alle im Wasser vorhandenen Kalksalze mit der Fettäure der Seife sich zu unlöslichem, fettsauren Kalk, welcher keinen Schaum bildet, umgesetzt haben, da also ein Ueberschuß an Seife vorhanden zu sein beginnt. Die gesunde Härte wird in Graden ausgedrückt und diese bezeichnen in Deutschland die Einheiten von Kalk, die in 100 000 Theilen Wasser enthalten sind. Es bedeutet also z. B. die Angabe von 10 Grad Härte, daß in 100 000 Theilen von irgend einem ungekochten Wasser 10 Theile Kalk (oder auch gleichwerthige Mengen von Magnesia, welche ganz dieselbe

Wirkungsweise zeigt), gleichviel an welche Säure gebunden, enthalten sind. Diese Bestimmung ist für die Technik ganz besonders wichtig. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß für Trinkwasser der Härtegrad 18 nicht überstiegen werden soll.

Die Gesamtmenge der organischen Substanz läßt sich gleichfalls auf eine einfache Weise mit genügender Genauigkeit bestimmen mittels übermanganäurem Kalium (auch mineralisches Chamäleon genannt). Die Auflösung dieses Salzes hat eine intensiv violette Farbe, welche auf Zusatz von Wasser, das organische Substanz enthält, in ein schmutziggelbes Gelb umgewandelt wird, indem sich beiderlei Substanzen zersetzen. Sobald also bei tropfenweisem Zusetzen die violette Farbe in einer Lösung von Chamäleon von bestimmtem Gehalt nicht mehr verschwindet, ist in dem zu prüfenden Wasser sämtliche organische Substanz zersetzt. Nach Pettenkofer darf ein brauchbares Trinkwasser nicht mehr, als 5 Theile durch übermanganäures Kalium zersetzbare organische Substanz in 100 000 Theilen Wasser enthalten.

Die Gegenwart von Salzsäure wird als ein Zeichen angesehen, daß im Wasser Zersetzung organischer Substanz stattfindet oder stattgefunden hat. Ihre Anwesenheit ist nach angestellten Versuchen im Stande, die Entwicklung von Bakterien zu befördern, welche der Salpetersäure grade so Sauerstoff zu ihrem Lebensprozeß entnehmen können, wie höher organisierte Thiere der Luft. Man bestimmt die Salpetersäure im Wasser mittels Brucin (ein dem bekanntern Strychnin verwandter Stoff), welches sich entsprechend der zunehmenden Menge von Salpetersäure und bei

gleichzeitigem Zusatz von etwas Schwefelsäure, gelb bis intensiv-  
roth färbt. Zudem man zu ganz reinem destillirten Wasser be-  
stimmte Quantitäten Salpetersäure zusetzt und die mit beiderlei  
Flüssigkeiten erzielten Nuancen der Gelb- oder Rothfärbung ver-



Mahmud Begada's Harempalast zu Sakedsch. (Seite 40.)

gleich, gelangt man zur Feststellung des Gehaltes an Salpeter-  
säure im zu untersuchenden Wasser. Als genießbares soll es  
nicht mehr als 0,4 Theile Salpetersäure in 100000 Theilen  
Wasser enthalten.

Unter Berücksichtigung der hier genauer gekennzeichneten, wesentlicheren chemischen Bestandtheile können für ein durch Leitung dem menschlichen Gebrauch zugeführtes Wasser, das zugleich als Trinkwasser dienen soll, etwa folgende Normalbedingungen aufgestellt werden:

Das Wasser soll frei von Trübung durch mechanisch beige-mengte feste Theile (Schlamm), also klar und farblos, sowie frei von Geruch sein. Es soll durchschnittlich die ungefähre mittlere Jahrestemperatur unserer Gegenden, also 7,5 bis 8 Grad R. innerhalb der Leitung besitzen, und diese Temperatur während des Jahres nur um etwa 2 Gr. R. schwanken. Nach Abdampfen sollen sich nicht mehr als etwa 30 Theile Rückstand auf 100000 ergeben (das sind 300 Milligramme im Liter), und die Menge dieses Rückstandes soll gleichfalls nur unbedeutend schwanken. Die Zusammensetzung des Rückstands soll folgende Grenzzahlen nicht übersteigen: 5 Theile organische Substanz, 0,4 Salpetersäure, 0,6 Chlor, 3,2 Schwefelsäure und 18—20 Härtegrade — alles auf je 100000 Theile Wasser berechnet; von gasförmigen Stoffen sollen nur Kohlensäure, sowie Sauerstoff und Stickstoff als Bestandtheile absorbirter Luft vorhanden sein.

Bei Aufstellung von Wasserversorgungsprojekten entsteht ferner allemal die Frage, ob man dieselbe durch Zuführung von Grundwasser oder von Quell- oder Flußwasser (in selteneren Fällen aus Landseen) bewirken solle? Es ist, um dabei ein Urtheil abgeben zu können, vorerst nöthig zu erörtern, welche Unterschiede das Wasser zeigt, wenn es nach diesen Ursprungsorten verglichen wird. — Die meiste Voreingenommenheit herrscht im allgemeinen gegen das Grundwasser. Da dort, wo das nöthige Wasser noch familien- oder hausweise beschafft wird, das Fördern von Grundwasser durch Pumpbrunnen die Regel bildet, dessen Vorrath aber oft nicht ausreichend ist, dabei auch seine nachgewiesene oder vermuthete Schädlichkeit wegen der in bewohnten Orten geschehenden Infiltration von faulenden, ekelhaften oder durch Gewerbe verunreinigten Abgangslässigkeiten eben grade die Veranlassung gewesen ist, diese Beschaffungsart zu verwerfen und auf eine kommunale aus bessern Ursprungsarten Bedacht zu nehmen, so wird nur zu oft das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, so daß man von Grundwasser überhaupt gar nichts mehr hören will. Und doch ist das Grundwasser grade so wie das Tagewasser aus Quellen, Flüssen oder Landseen bei seinem Entstehen als atmosphärischer Niederschlag in Form von Regen oder Schnee fast chemisch rein. Wenn es nun auch sogleich nach Berührung mit dem Erdboden aus dessen oberen Schichten schon organische und unorganische Stoffe in sich aufnimmt, so werden sich diese Theile doch, soweit dieselben nicht gelöst, sondern nur fein zertheilt schwebend darin enthalten sind, beim langameren Versinken bis zu derjenigen weniger durchlässigen Erd- oder Gesteinschicht, über der es sich in größerer Menge sammelt, größtentheils wieder ab-

setzen. Geschieht der ganze Vorgang nicht innerhalb stark bewohnter Ortschaften, sondern in genügender Entfernung und unbeeinträchtigt davon, so ist zwischen Grund und Quellwasser gar kein wesentlicher Unterschied zu finden. Die geologischen Erfahrungen haben mit Sicherheit ergeben, daß auch das Grundwasser genau in denselben formellen Modifikationen zu finden ist, wie das Tagewasser: bald in kleinen, vollständig getrennten Wasserläufen, bald in mächtigeren Strömen, bald in stehenden einzelnen Becken, nur mit dem Unterschied, daß es in den seltensten Fällen als eine geschlossene, kompakte Masse auftritt, sondern als ein Komplex von Wasserfäden oder Tropfen, welche die einzelnen Theilchen der wasserführenden oder wasserdurchlässigen Erdschicht umspülen. Wenn dieses Grundwasser aus irgend welchen, hier nebensächlichen Veranlassungen genöthigt ist, zutage zu treten, nennen wir es dann Quellwasser. Das letztere im Beginn seines Zutagetretens kann also seinen Eigenschaften nach sich vom ersteren in gar nichts unterscheiden. Die Temperatur von Grundwasserläufen wird meist nur zwischen engen Grenzen schwanken, da sie in der Regel von genügend mächtigen Erdschichten überlagert sind, so daß die atmosphärischen Temperaturveränderungen während des ganzen Jahres so ziemlich ohne Einfluß bleiben. Erst wenn der sichtbare Wasserlauf längere Zeit mit der Luft in Berührung war, beginnt eine Veränderung in den Eigenschaften und der Menge der mitgeführten Stoffe dadurch, daß die aufgelöste Kohlensäure theilweise entweicht, und da sie das Mittel ist, wodurch kohlen-saure Verbindungen von Kalk, Magnesia, Eisen gelöst werden, so scheidet sich nach ihrem Entweichen ein Theil dieser Substanzen wieder als unlöslich ab — das Wasser beginnt weicher zu werden. Im übrigen hängt die Qualität des Quellwassers, ebenso wie dessen Temperatur, lediglich von denselben Eigenschaften desjenigen Grundwasserlaufs ab, dessen Ableitung die Quelle ist. Falls man also im Stande ist, die Mächtigkeit und Beschaffenheit von Grundwasserströmen oder Becken mit einiger Sicherheit festzustellen, ist kein prinzipieller Einwand gegen die eine oder die andere Art der Wasserversorgung zu machen. Es wird nur in der Regel die Sammlung und Ableitung von Quellen nach dem gewünschten Ort der größeren Bequemlichkeit und wohl auch der Sicherheit wegen vorgezogen, mit der man die Ergiebigkeit derselben feststellen kann.

Noch bevor die Art und Menge der in diesen beiden Arten von Wasser enthaltenen festen Theile durch chemische Analyse festgestellt wird, läßt sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit für Güte und Brauchbarkeit erschließen aus der Kenntniß der Erd- oder Gesteinschichten, in oder aus denen das Wasser seinen Ursprung hat. Aus zahlreichen Untersuchungen hat man für Quellen, die aus den im folgenden genannten Gesteinschichten herkommen, die dabei angegebene Menge und Zusammensetzung der festen Abdampfrückstände gefunden, nämlich in je 100 000 Theilen Wasser aus:

	Gesamtrückstand	Organ. Substanz	Salpetersäure	Chlor	Schwefelsäure	Kalk	Magnesia	Härte
Granit	2,44	1,57	0	0,33	0,39	0,97	0,25	1,27
buntem Sandstein	12,5—22,5	1,38	0,98	0,42	0,88	7,39	4,8	13,96
Muschelkalk	32,5	0,9	0,021	0,37	1,37	12,9	2,9	16,95
Dolomitkalk	41,8	0,53	0,23	Spur	3,4	14,0	6,5	23,1
Gips	236,5	Spur	Spur	1,61	110,82	76,6	12,25	92,75
Thonschiefer	12,0	0	0,054	0,25	2,40	5,04	0,73	6,06

Ein Vergleich mit den oben festgestellten Normalbedingungen gibt einen Anhalt dafür, wo die meiste Wahrscheinlichkeit ist, ein zum Trinken geeignetes Wasser aufzufinden. Die Zahlen zeigen zugleich, daß der Begriff von reinem Quellwasser ein sehr relativer ist. Falls Auswahl vorhanden ist, wird man zur Ent-

scheidung eben das dem Geschmack am meisten zusagende und unzweifelhaft reinste genauer prüfen und die andern dann damit vergleichen müssen. Die Beschaffenheit des Abdampfrückstandes der gewählten Quelle oder des Grundwassers am bestimmten Ort wird dauernd eine ziemlich gleichmäßige sein. (Schluß folgt.)

## Die deutschen Landsknechte.

Kulturhistorische Skizze von Manfred Wittich.

Wenn man unter dem Kapitel Kulturgeschichte auch diejenigen gesellschaftlichen Erscheinungen betrachten muß, die ihrem eigentlichen Wesen nach als kulturfeindlich bezeichnet werden könnten, so hat diese Thatsache ihren guten Grund darin, daß die Kulturgeschichte im wesentlichen eben den Kampf gegen die Unkultur, oder gut deutsch: gegen die Roheit, zu schildern die Aufgabe hat. Die in unseren Tagen zu einer bei dem wahren Menschenfreunde gradezu Betrübnis erregenden Höhe gediehene Kunst der schulgerechten Menschenvernichtung ist nun eine solche

Erscheinung, die zugleich aber von dem höchsten kulturgeschichtlichen Interesse ist. Wir verkennen keinen Augenblick, daß die Selbsterhaltung im äußersten Falle dem Menschen die Waffe in die Hand drücken kann, um feinesgleichen zu vernichten, nimmer aber haben wir uns zu jener Schwärmerei für die Kraft und den persönlichen Muth begeistern können, darin etwas absolut Gutes zu sehen. Eine gewisse Richtung von Gelehrten jedoch nennt die Kampflust und Todschlagfreude gradezu einen Vorzug der arischen oder indogermanischen Rasse; —

abgesehen, daß dies auch völkerverwissenschaftlich nicht haltbar ist, da diese Eigenschaften sich bei Angehörigen anderer Rassen ebenfalls vorfindlich nachweisen lassen, können wir dem durchaus nicht beipflichten. Der Güter höchstes ist nicht die Verjerkerwuth!

Freilich, deutsche Söldner waren in aller Herren Länder schon früher eine gesuchte Waare; während die Deutschen keine fremden Soldaten hatte, schlugen sie die Schlachten fast der ganzen Welt, besonders wenn man, wie man ja reichs- und rechtsgeschichtlich muß, die Schweizer zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation rechnet. Und als Landsknechte (d. i. Knechte vom flachen Land in Deutschland, im Gegensatz zu den bergentstammten Schweizer-Söldnern) zeigten deutsche Streiter dieselben kriegerischen Tugenden und Lust zum Reisläufen. Als 1544 Karl V. dieser Sitte ein Ende machen wollte und eine gedruckte Mahnung erließ, die dahin zielte, klagte Frankreichs König, Franz I., der deutsche Kaiser wolle Frankreich wehrlos machen!

Macchiavelli, der scharfsichtige Politiker, wurde den deutschen Kriegsknechten vollkommen gerecht, indem er sagte: „Sie sind treffliches Volk, schön von Wuchs, den Schweizern voraus, welche von Person klein und weder gewandt noch schön sind, sie gehen aber nicht schwerer gerüstet, denn mit Spieß und Degen. Sie pflügten zu sagen, sie thäten so, weil sie keinen Feind hätten, als das schwere Geschütz, gegen welches ein ganzer Harnisch oder ein Brustharnisch nicht schirmt. Andere Waffen fürchten sie nicht, indem sie solche Ordnung halten, daß niemand ihnen wegen der langen Spieße nahezukann. Im Felde und in offener Schlacht leisteten sie überall das Beste.“ Freilich verschweigt der schlaue Kriegs- und Staatskünstler auch ihre geringere Brauchbarkeit für den Belagerungskrieg nicht.

Wer die scharfen Zeitangaben und genauen Jahreszahlen liebt, dem kann bei unserem vorliegenden Gegenstand gedient werden. Das Jahr 1487 ist das Geburtsjahr der Errichtung des eigenartigen Standes der Landsknechte, und zwar ist der deutsche Kaiser Maximilian I. der Schöpfer dieser Institution. Der alte Heerbann, welcher sich auf den Boden des Gefolgschafts-, Lehns- und Feudalwesens gründete, war arg in die Brüche gegangen, und der Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war gar übel dran und ein recht „kranker Mann“, wenn er in die Lage kam, Krieg führen zu müssen, da die Herzöge und Fürsten nicht sonderlich sich beeilten, seinem Aufgebote Folge zu leisten. Da that Maximilian denselben Schritt, den einst im republikanischen Rom Marius gethan hatte: er wandte sich an das niedere Volk. Dieses folgte dem kaiserlichen Rufe mit Freuden, denn neben eingebornen Kampflust wirkten noch andere Gründe mit. Der gemeine Mann jener Tage saß in keinem Rosengarten. Seiner Hände Arbeit war Eigen des Grundherrn, wenn jener zum Landvolf gehörte; fast unfreie, hartarbeitende Menschen waren die kleinen Leute der Städte. Sie mußten aufbringen, was ihre geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren in Saug und Brans mit Jagden und sogenannten Wirthschaften, d. h. Freßereien und Saufgelagen im monströsen Stile, mit tollem Schlampampen und dem cynischsten Liebeleben durchbrachten. Wenn diese Großen in Fehde lagen, so waren es wiederum die kleinen Leute, welche die Beche zahlen mußten und viel duldeten vom Kriegsvolk. Nun ist es allzeit besser gewesen, Hammer statt Ambos zu sein, und dazu gab der neue Orden willkommene Gelegenheiten.

Im Kriegswesen vollzog sich eben damals ein Umschwung. Durch die Erfindung des Pulvers war das Hauptgewicht von der in alter Ritterweise mit Panzer, Arm- und Beinshienen, Schwert und Lanze bewaffneten Reiterei auf das Fußvolf übergegangen. Vor dem „Gepolder“ der Geschützstücke und der Hakenbüchsen, das, wie Ritter Götz gesteht, „nicht jeder leiden mochte“, suchte sich das Ritterthum zu schützen, indem es den bisher üblichen Panzer aus Drahtgesecht mit immer stärker werdenden Eisenblechplatten vertauschte. Aber der neue Geist durchbrach auch diese Schutzwehr des alten Adels und demokratisirte die Wehrhaftigkeit immer mehr und mehr. In der Schlacht selbst wirkte man jetzt mehr durch Massen; während sonst eine Feldschlacht ein reiches Tableau von Einzelkämpfen war, werden diese, meist zwischen den Hauptführern nur noch üblich, immer mehr zum Ausnahmefall. Bresche in diese alte Gewohnheit war geschossen worden schon durch die Bauern- und Bürgerhaufen der Schweizer in ihren siegreichen Kämpfen gegen Burgund und Oesterreich.

Schon in der Zeit, da noch der Ritterstolz in voller Blüthe stand, that Rudolf von Habsburg den denkwürdigen Ausspruch, der die volle Anerkennung des Fußvolkes beweist: mit aus-

erforenen viertausend Helmen und vierzigtausend deutschen Fußvolkes wolle er jede Macht der Welt angreifen. „Ihr Kern ist das Fußvolf,“ sagt von den alten Germanen der alte Römer Tacitus, der zuerst von deutscher Geschichte berichtet. Es hatte sich auch hier wieder einmal der geschichtliche Kreislauf vollendet: bei dem altgermanischen Fußvolkkampf war man wieder angelangt, freilich wirkten die Reiterei und die neue Waffengattung der Artillerie daneben mit.

Der Hauptgewährsmann für unsre Kenntniß des Landsknechtswesens, Leonhart Fronsperger, „Burger zu Blm,“ schrieb ein „Kriegsbuch“, einen festen Folianten von der Dicke beinahe einer Viertelelle, welcher, mit derben Holzschnitten von der kunstreichen Hand Jost Ammans ausgeschmückt, alles enthält, was in Kriegskunst und Kriegswissenschaft bis ins 17. Jahrhundert in Uebung war.

Nach diesem Autor und nach dem, was sonst von Geschichtsschreibern, Dichtern, Chronisten, Kultur- und Literaturhistorikern beigebracht ist, entwerfen wir unser Gemälde. — — —

Es geht ein Buzemann im Reich herum,

Didum, didum,

Bidi, bibidum!

Der Kaiser schlägt die Trumm

Mit Händen und mit Füßen,

Mit Säbeln und mit Spießen!

Didum, didum, didum! —

Mit diesen stets wiederkehrenden Reimzeilen beginnt ein kriegerisches Volkslied jener Zeit; es stellt uns das Bild eines bunten Drängens und Treibens vor, welches sich entwickelte, wenn die Werbetrommel gerührt wurde und zahllos die kriegstüchtigen, beutelustigen Schaaren deutscher Volkskraft sich zusammenfanden. Und nicht bloß unterhaltlose, gesellschaftlich verlorene Existenzen waren es, welche diesen Werberufen Folge leisteten, wenn auch mancher Abenteurer mit darunter sich befunden haben mag; feste Burche aus allen Ständen, auch unzufriedene Edelleute, deren Fehdelust durch den von kaiserlicher Majestät gebotenen Landfrieden unbequeme Beeinträchtigung erfuhr, verdrossene Junftangehörige und allerlei Volk war es, welches aber immer noch etwas zuzusetzen haben mußte, da diese Leute ihre Ausrüstung selbst zu bestreiten und mitzubringen hatten. Wamms und Schuhe, die im Gegensatz zu den spitzen Schnabelschuhen der Ritter vorn bei den Behen von beträchtlicher Breite waren, Blechhaube, Schwert und Hellebarde oder langer Spieß, auch wohl eine Hakenbüchse waren die nöthigsten Erfordernisse einer Landsknechtsausrüstung.

Die Werbung ging aus von einem adeligen oder auch bürgerlichen Kriegsmann, dem der Kaiser einen Bestallungsbrief ausfertigte, der als Werbevollmacht galt, benebt einem Artikelbrief, der feststellte, welche Rechtszshungen geübt werden sollten. Als „ein Staat im Staate“ erweist sich ein Landsknechtsheer schon durch den Namen „Regiment“ und ausdrücklich sagt ein Zeitgenosse, daß Maximilian, der „letzte Ritter“ und „Held von theuren Bedenken“ mit Hilfe Georgs von Frundsberg „den Krieg in einen ordentlichen Staat verfasste.“ Man kann diese Regimenter wohl mit Recht, wie es auch geschehen, Soldatenrepubliken nennen, nur daß einem solchen Staate der physische Untergrund festen Bodens und Landbesitzes mangelt und er so einer schwimmenden Insel verglichen werden mag. Nachklänge altfreier Gemeinerechts, wie sie sich in der Handhabung des „Malefizgerichts“, dem Nachklang des alten Volksgerichts zeigten, dienen uns als Beweise dafür, daß die Landsknechte das Bewußtsein hatten, einen solchen Staat zu bilden. An das alte Rechtsprechen der Gesamtheit der Freien im altgermanischen Volksstaate erinnert besonders das Recht „mit den langen Spießen“, wie es genannt wurde. Daß es nicht stets und allgemein bekannt war, sondern beim Zusammentreten eines Regimentes diesem als eine Gerechtfame zugestanden wurde, ist dafür beweisend. Dabei waren nämlich die sämtlichen Angehörigen eines Regimentes die berufenen Richter über höchste, todwürdige Vergehen, an sie wurde appellirt, sie waren auch die Vollstrecker der Strafe. Wenn der Profos den Thäter schlimmer That entdeckt hatte, wurde das Fähnlein zusammenberufen, dem der „arme Mann“, so wurde der Delinquent genannt, angehörte; es wurde der bedeutame Ring gebildet, der im altdeutschen Religions- und Rechtswesen eine so wichtige symbolische Rolle spielte, in dessen Mitte der Frevler stand und der Profos trug seine Klage vor. Kläger und Beklagter erhielten jeder einen Fürsprecher. Die Fahnenträger steckten ihre Fahnen mit der Spitze in die Erde, weil das Regiment erst wieder „ehrlieh“ war, wenn der

Gerechtigkeit genüge geleistet worden. Nun wurden 12 Geschworene gewählt, die nach geschehenem Vortrag des Anklägers und des Beklagten und ihrer Helfer beiseite traten und das Urtheil fanden oder schöpften. Erkannten die Geschworenen auf schuldig, so brachten sie die Sache wieder vor die Gesamtheit, welche mit dem altüblichen Handaufheben dem Rechtsurtheil zustimmte oder dasselbe verwarf. Nun bedankten sich die Führer „für den guten Willen, ehrhaftes Regiment zu stärken“, nahmen ihre Fahnen wieder aus der Erde und stellten sich an die stets nach Osten gerichtete Oeffnung der „Gasse“, welche die Lanzenträger bildeten, und senkten die Spitzen der Fahnen, der Gasse zugewendet, zur Erde. Dumpfer Trommelwirbel ertönte, die Knechte senkten ihre Spieße und der Profos schlug den „armen Mann“ dreimal auf

die Schulter und trieb ihn so in die Gasse. Eng schlossen sich die Mannen zusammen, daß der Delinquent nicht irgendwo durchbreche, denn dann mußte derjenige für ihn weiter laufen, der den Durchbruch ermöglicht hatte. In der Gasse angekommen, ward der Uebelthäter von den Spießern der Kameraden niedergestossen. War er nun todt, so knieten alle zu einem Gebete nieder, dann zogen sie dreimal um den Leichnam herum, wobei die Hakenschilder eine Salve abgaben, und damit war die Handlung vollendet. Daraus entwickelte sich das bis in unser Jahrhundert üblich gewesene Spießruthenlaufen, welche „Milderung“ dem „allerchristlichsten“ König Gustav Adolf zugeschrieben wird, in dessen Lagern so wacker und fleißig gesungen wurde!

(Schluß folgt.)

## Heißsporne und Sicherheitskommissarien im Gebiete der Naturwissenschaft.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Am Schlusse des vorigen Artikels gab ich einen Umstand an, der die strenge Durchführung der an sich sehr löblichen Forderung arg erschwert, der Gelehrte solle zwischen dem wissenschaftlich Festgestellten und dem wissenschaftlich Vermutheten vor den Augen seiner Schüler stets eine deutliche Grenzlinie ziehen.

Allerdings spricht Virchow in dem zuletzt angeführten Satze nur von der wahrnehmbaren Abtrennung dessen, was jeder in Frage kommende Gelehrte auf eigne Faust vermuthet. Aber würde denn ein Vortheil für die Lernenden herauskommen, wenn der Professor A bescheiden und scharfsichtig genug wäre, seine eignen Spekulationen als Spreu von dem wissenschaftlichen Weizen zu scheiden, während er dafür unter diesen Weizen vermengt die wissenschaftlichen Vermuthungen seines Nachbarn B mit in den Kauf gäbe? Sicherlich nicht!

Will man also solche Scheidung überhaupt durchführen, so muß man alle wissenschaftlichen Thatsachen als Thatsachen und alle wissenschaftlichen Vermuthungen als Vermuthungen jedem Lernenden verständlich bezeichnen.

Dieses Vorhaben bleibt jedoch, abgesehen von dem schon angeführten Umstande, daß die Thatsachen und Vermuthungen tausendfach ineinander verfließen, auch noch an verschiedenen anderen Haken hängen.

Ein zweiter Haken z. B. besteht darin, daß es auf dem Boden jeder Wissenschaft nur wenig Plätzchen gibt, um die nicht heißer Meinungsstreit der Fachgelehrten kämpfte; der eine hält für bewiesen, was der andre für höchst zweifelhaft, der dritte sogar für baaren Unsinn erklärt. Wo läuft da die Grenzlinie zwischen Feststehendem und Problematischem?

Ein dritter ist gegeben in der Thatsache, daß es den wissenschaftlichen Thatsachen, die ja für uns erst geboren werden, wenn sie unsre menschliche Wissenschaft als Thatsache erkennt und anerkennt, grade so ergeht, wie uns Menschen selbst, — sie werden nicht nur geboren und leben, sondern sie sterben auch bei Gelegenheit.

Das ist gewiß sehr wesentlich — nicht nur zur Beurtheilung der virchow'schen Forderung und seines Kampfes wider Häckel und Genossen, sondern für die Werthschätzung der wissenschaftlichen Thatsachen und der Wissenschaft überhaupt.

Der berühmte Satz Harvey's<sup>\*)</sup>, den Virchow in seiner Rede anführt: Omne vivum ex ovo, d. h. „alles Lebende stammt aus einem Ei“, galt sehr lange Zeit für den Ausdruck einer wissenschaftlichen Thatsache — nach Virchow's eignen Anerkenntniß —, und dennoch steht jetzt, wie Virchow gleichfalls selbst hervorhebt, fest, daß er nur der Ausdruck eines großen Irrthums war, denn wir haben erkennen gelernt, daß auch durch Parthenogenese<sup>\*\*</sup>), ferner durch Theilung wie durch Knospen- oder Sprossenbildung, und durch Generationswechsel<sup>\*\*\*</sup>) Lebewesen entstehen.

\*) William Harvey (Sprich: Harvi), hochberühmter englischer Arzt, Entdecker des Blutkreislaufs und Begründer einer neuen, trotz ihres Grundirrhums sehr wichtigen Zeugungstheorie; geb. 1578, gest. 1658.

\*\*\*) Jungferzeugung, Fortpflanzung durch unbefruchtete Keime.

\*\*\*) Generationswechsel ist die auch Ammenzeugung genannte Art der Fortpflanzung, bei welcher unmittelbar aus dem Mutterwesen nicht ein diesem ähnliches Kind, sondern ein von ihm in seiner Körper-

Ebenso ist es mit der von Virchow angezogenen hippokratischen Methode, die doch gewiß durch eine lange Kette „wissenschaftlicher Thatsachen“ gestützt wurde und darum auch durch die Jahrtausende hindurch bis in das letzte Halbjahrhundert hinein unbesritten und anscheinend unbestreitbar geherrscht hat, und heutzutage, nach Virchow, „beinahe bis auf ihre Wurzel vernichtet“ ist.

Daraus geht mit aller möglichen Klarheit hervor, daß sich in der Wissenschaft die Thatsachen und die Probleme nicht wie feindliche Heere gegenüberstehen, die einen in strahlend weißer Uniform, die andern in dunkelblauer, also daß eine Scheidung leicht, ja nur in allen Fällen möglich wäre. Daraus erhellt weiterhin, daß das „Problem“ nur die Krücken plausibler Gründe braucht, um zur „Thatsache“ zu avanciren, und der „Thatsache“ nur das Pech passiren darf, daß diese Krücken unter der Last entgegenstehender Beweismittel brechen, um entweder wieder in die zweite Rangklasse der Probleme zurückversetzt oder gar als totaler Irrthum aus der Liste des zur wissenschaftlichen Diskussion Stehenden und für sie als Belegmaterial Brauchbaren gestrichen zu werden.

Die virchow'sche Forderung ist also in ihrem weiten Umfange und in ihrer vollen Schärfe nicht zu erfüllen — weder von ihm selbst, noch von Häckel oder sonst irgendeinem Gelehrten; und diese Unmöglichkeit scharfer Trennung besteht nicht bloß für Vergangenheit und Gegenwart, sondern sie beharrt auch für alle Zukunft.

Die virchow'sche Forderung wird nur für die beiden Pole der wissenschaftlichen Errungeigenschaften beherzigt werden können, für den positiven Pol, an dem sich das kleine Häuflein des mit allen Wassern wissenschaftlicher Kritik gewaschenen, für unser Zeitverständnis ganz Unzweifelhaften zusammendrängt, — und auch da wird uns das hippokratische Gesicht<sup>\*)</sup> der hippokratischen Methode mahnen, allezeit noch ein bescheidenes Fragezeichen hinter dem Worte „Thatsache“ stehen zu lassen, — und für den negativen Pol, an den sich die nur von vereinzelt Gelehrten oder vereinzelt Gelehrtengruppen brühwarm auf die Tafel der Wissenschaft gestellten gewagten Spekulationen und Hypothesen anhängen. Bei diesen beiden Kategorien des Wissenschaftlichen wird die virchow'sche Scheidung für die Lernenden auch zweifellos Werth haben, aber für den gesammten mitteninne zwischen jenen beiden Polen feindlichen Körper der Wissenschaft würde jeder Versuch solch scharfer Theilung statt zur Klärung nur zu babylonischer Verwirrung führen und zu einem Gelehrtenkriege — aller gegen alle — dem gegenüber der Kampf Virchow contra Häckel, ja selbst der Kampf der Gelehrten von der „Germania“ und der „Kreuzzeitung“ gegen den Darwinismus mit seinen radikalsten Parteigängern bis zu Karl Vogt und Büchner hin nur ein Kinderspiel wäre.

Ganz besonders würde das der Fall sein, wenn mit Virchow's Mahnung Ernst gemacht werden sollte, nur den wissenschaftlichen

organisation völlig verschiedenes Wesen, die Amme, hervorgeht, aus dem sich dann durch Sprossung oder Theilung erst ein der Mutterart angehörendes Wesen entwickelt.

\*) Ein die Anzeichen des Absterbens aufweisendes Gesicht.

Thatsachen die Pforten der Schule zu öffnen und die wissenschaftlichen Vermuthungen unbarmherzig auszuschließen.

Garnicht gelehrt soll all das werden, was nicht als Thatsache wissenschaftlich festgestellt ist, verlangt Virchow, und zwar nicht nur den „Bauernjungen“ soll der noch nicht wie ein rocher de bronze konsolidirte Theil der Wissenschaft nicht gelehrt werden, sondern auch die Schulmeister sollen davon beiseite nichts zu hören bekommen.

Es ist kaum glaublich, aber es ist wahr. Virchow sagte:

„Das (nämlich: auf den Unterschied zwischen Thatsachen und Vermuthungen hinweisen) können wir aber nur bei schon Entwickelten, bei schon Gebildeten. Wir können nicht dieselbe Methode in die Volksschule übertragen, wir können nicht jedem Bauernjungen sagen: ‚Das ist thatsächlich, das weiß man, und das vermuthet man.‘ Im Gegentheil, das, was man weiß, und das, was man vermuthet, mengt sich in der Regel so sehr in ein einziges Gebilde zusammen, daß das, was man vermuthet, als die Hauptsache, und das, was man weiß, als die Nebensache erscheint. Umso mehr haben wir, die wir die Wissenschaft tragen, wir, die wir in der Wissenschaft leben, die Aufgabe, daß wir uns enthalten, in die Köpfe der Menschen, und, ich will es hier besonders betonen, in die Köpfe der Schullehrer, dasjenige hineinzutragen, was wir bloß vermuthen.“

Die Schullehrer werden sich für die sonderbare Meinung, die der Geheimrath Professor Dr. Virchow von ihrer Bildung, ihrer wissenschaftlichen Zurechnungsfähigkeit hat, wahrscheinlich hübsch bedanken. Ob er sie über oder unter die Bauernjungen rangirt, ist nicht recht ersichtlich, soviel aber steht fest, daß er sie zu den „schon Entwickelten, schon Gebildeten“ nicht rechnet.

Nun nehme man einmal die erste beste Wissenschaft her, — kümmerge sich vorläufig nicht um die von mir vorhin berührte Schwäche auch der thatsächlichsten der wissenschaftlichen Thatsachen, jener Schwäche, die darin besteht, daß sie gelegentlich wieder in das Schattenreich der Vermuthungen zurückfallen, — und vergegenwärtige sich einmal, was für die Köpfe der Schulmeister von der betreffenden Wissenschaft, nach strenger Beseitigung alles nur Vermutheten, übrig bleiben wird.

Man beginne z. B. bei der Physik, von der die Schullehrer eine tüchtige Portion ihren Zungen mundgerecht zu machen haben, und beschaue sich die Grundlage des modernen physikalischen Wissenschaftsgebäudes — die Lehre von der Zusammenfassung alles dessen, was da ist, aus unendlich vielen, unendlich kleinen Theilen, — die Lehre von den Atomen. Ist sie wissenschaftliche Thatsache oder ist sie wissenschaftliche Vermuthung??

Nicht im entferntesten ist ein Physiker im Stande, die Lehre von den Atomen über die noch sehr zweifelhafte Stufe der Wahrscheinlichkeit emporzuheben, und es sind immer von neuem geist- und kenntnißreiche Physiker aufgetreten, welche von den Atomen nichts wissen wollen und die Beschaffenheit der Materie in anderer Weise darzulegen suchen.

Sollte nun den Bauernjungen und den Schulmeistern die Atomenlehre sorgfältig verheimlicht werden? Dann dürfte man ihnen einfach garnichts von der modernen Physik lehren! Herr Virchow wird zugeben, daß das nicht angeht. Dieses Beispiel, dergleichen ich für jedes andre Gebiet unsrer Naturwissenschaften ins Feld zu führen vermöchte, zeigt mithin, daß eine Bescheidung der Wissenschaft, wie sie Herr Virchow ad usum delphini — d. h. zu Nutz und Frommen der nach seiner Meinung wissenschaftlich Unmündigen, durchgeführt wissen will, total unthunlich ist. Das wissenschaftlich Vermuthete gehört zu dem mit einiger Berechtigung als wissenschaftliche Thatsachen Betrachteten, wie die Atmosphäre und die Erde zu den Lebewesen gehören, die auf der letzteren und aus ihr gedeihen. Die wissenschaftlichen Thatsachen werden nicht geboren ohne die wissenschaftlichen Vermuthungen, sie bilden ohne sie kein zusammenhängendes Ganze, sie wären steif, starr, unbrauchbar, wenn sie überhaupt wären, ohne sie.

Was bleibt da übrig und was ist einfacher und natürlicher als: die Wissenschaft lehren, wie sie ist — unbeschnitten mit dem einfachen oder normalen Reingold der Thatsachen und dem als echt und edel noch nicht genügend bestätigten und bethätigten Metalle ihrer — der wissenschaftlichen — Vermuthungen?

Aber die Bauernjungen — die Bauernjungen?

Wenn sich Herr Virchow gegenwärtig gehalten hätte, daß man eine wissenschaftliche Rede nicht aus dem Ärmel schütteln

soll und kann, selbst wenn man Herr Virchow ist, so würde er hoffentlich die kleinen Kerle vom Dorfe lieber ganz aus dem Spiele gelassen haben.

Die Bauernjungen stehen nämlich gradeso der Wissenschaft gegenüber, wie alle anderen Menschenkinder. Während sie die unterste Grundlage menschlichen Wissens legen in der eigentlichen niederen Volksschule, haben sie mit der Wissenschaft, die von den Herren Virchow, Hädel &c. gelehrt wird, garnichts zu thun, wenn besagte Herren nicht etwa die freien Künste des Lesens und Schreibens, das Einmaleins und die vier Spezies, das bischen beschreibende Naturlehre und die simplen Geschichtserzählungen welche die Volksschule vorzutragen hat, auch als ihre Domäne in Anspruch nehmen.

Steigen die Bauernjungen aber empor auf der Stufenleiter des Wissens — nun, so wird man für sie allerdings ebenjowenig eine besondere Wissenschaft in besondere verstümmelte Form zu baden haben, wie für die nicht vom Dorfe stammenden Jünger der Wissenschaft, und bei ihnen wird die Gefahr für die Wissenschaft, in Mißkredit zu gerathen, wenn einmal etwas für wissenschaftlich richtig Gehaltenes in den Orkus der Irthümer hinabsinkt, ebenso wenig vorhanden sein, als bei den andern.

Diese Gefahr wird die Wissenschaft nicht zu gewärtigen haben, wenn man sie lehrt, wie oben von uns verlangt wird, als das, was sie ist, als die in logischen und systematischen Zusammenhang gebrachte Summe dessen, was die jeweilige Erkenntnißfähigkeit der Menschen über den Inhalt von Welt und Leben ergründet hat, mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß jeder einzelne Summand der Kritik und Korrektur durch die erhöhte Erkenntnißfähigkeit derer, die mit uns wissenschaftlich denken und arbeiten, wie derer, die nach uns kommen, zur Verfügung steht.

Die Gefahr der Diskreditirung der Wissenschaft durch die Widerlegung wissenschaftlicher Lehrsätze und Anschauungen wird aber da vorhanden sein, wo man es macht, wie Herr Virchow will; wo man den wissenschaftlich noch nicht weit Vorgehenden nur das darbietet, was man für wissenschaftliche Thatsache hält; dieweil eben auch hin und wieder einer wissenschaftlichen Thatsache etwas Menschliches, nämlich das Altern und Absterben, passiert und weil dann dieser Tod unsterblich gehaltenen wissenschaftlicher Sätze die auf diesen Verlust eben darum völlig unvorbereiteten Wissenschaftsjünger umso härter treffen und in ihrem Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit all ihres wissenschaftlichen Besitzthums arg erschüttern muß.

Also: aus allen möglichen Gründen hat das Volk zu verlangen, daß ihm in allen seinen Theilen, soweit man ihm überhaupt die Wissenschaft vorträgt, die Wissenschaft in ihrer wahren Gestalt, unverstümmelt, mit ihren Vorzügen sowohl als ihren Schwächen und mit Hinzufügung des ehelichen Bekenntnisses, daß die Wissenschaft in keinem ihrer Theile unsterbliche, absolute, sondern nur vergängliche, relative Wahrheit bietet, — bieten soll und bieten kann.

Das ist, was das Volk ebenso von den Heißspornen der Wissenschaft verlangen muß, an deren Spitze in Deutschland Herr Hädel das Reich des menschlichen Denkens von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang durchstürmt, als von den Sicherheitskommissarien, gleich Herrn Virchow, die da meinen, sie dürften der großen Menge der Menschen nur die abgegriffene Kleinmünze aus dem Schatz ihrer wissenschaftlichen Reichthümer anvertrauen.

Wie wir uns aber zu verwahren haben wider die durch Virchow befürwortete Verstümmelung oder meinetwegen auch „Reinigung“ der Wissenschaft, so haben wir desgleichen den guten Willen des Herrn Hädel höflichst zurückzuweisen, welcher uns den mit sich überstürzenden Hypothesen ausgestaffirten Darwinismus als „neue Religion“ aufzutreiben möchte. Das zum Denken erwachte Volk braucht mehr als alles andere die ewig junge, ewig sich neugebärende Wissenschaft, welcher jedes System, jede wissenschaftliche Richtung nichts anderes ist, als eine Etappe auf dem Wege des Forschens und Erkennens, die man so rasch als möglich zu überwinden trachten muß; eine neue Religion aber braucht es nicht, eben darum, weil die Religionen, seien sie, weß Inhalts sie wollen, nicht die Eigenthümlichkeit haben, unermülich mit dem Geistesfortschritt der Menschheit vorzudringen, und nicht die Aufgabe, ihn und nur ihn allein zu fördern, sondern weil sie im Gegentheil daran zu erkennen sind, daß sie hinter dem geistigen Vormarsche der Menschheit von Schritt zu Schritt mehr zurückbleiben und wie ein Bleigewicht am Fuße der Denkenden und Forschenden hängen.

## Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. E.

### (III. Vor der Geistesführung. — Die passiven Teilnehmer und das Medium.)

Herr Aloys Mezig hatte den Dr. phil. Hans Eckart neugierig gemacht. Zudem hatte besagter Doktor ja eigens zu dem Zwecke sein neues Logis bezogen, um genauere Bekanntschaft mit dem Humbug des Magnetismus und Spiritismus zu machen.

Item — war es nicht verwunderlich, daß ich mich gleich am nächsten Sonnabend gegen 9 Uhr abends in jenem Zimmer meines Wirthes einfand, in welchem die Patienten und Gläubigen der wunderbaren Dinge harrten, die da kommen sollten.

Allsonnabendlich und ebenso allmittwöchig nämlich hatte jedermann Zutritt zu einer andächtigen Versammlung von Männlein und Weiblein, die sich durch Herrn Chlodwig Cannabäus und sein „Medium“ erbauen ließ. Wenn ich davon bislang nichts gemerkt, so gehört das nicht zu den Wundern, denn ich war abends, besonders Mittwoch und Sonnabend, nie zuhause, und von einem Verkehr zwischen meinem Wirth nebst den Seinen oder den sonstigen Hausmitbewohnern und mir war nicht die Rede.

Ich hatte geglaubt, durch mein Erscheinen im Kreise der Gläubigen etwas Aufsehen zu erregen. Aber ich hatte mich getäuscht: keine Menschenseele kümmerte sich um mich.

Auf Bänken mit rohrgeflochtenen Sitzen saßen zwölf Menschen an drei von den Zimmerwänden umher — fünf alte Frauen, zwei alte Männer, eine alternde Jungfer, ein Mann in den besten Jahren und drei junge Mädchen. Die Frauen gehörten alle den ärmeren Ständen an, die alternde Jungfrau dagegen verrieth durch ihre Kleidung sowohl als durch ihre selbstbewußte Haltung günstige Lebensverhältnisse; nicht minder machte einer von den älteren Männern den Eindruck der Wohlhabenheit, und zwei von den jungen Mädchen mochten sogar reicher Familie angehören.

Die meisten der Anwesenden verharrten stumm und in sich gekehrt. Nur die überreife Jungfer und der ältere Herr unterhielten sich leise und desgleichen thaten die beiden jungen Damen.

Zwischen der Jungfrau, deren Jungfräulichkeit nicht mehr als Zierde erschien, und ihrem Nachbar zur Linken, dem augenscheinlich dem leidlich situirten Kaufmannsstande angehörenden Manne in den fünfziger Lebensjahren, war ein tüchtig Stück Raum frei auf der Rohrbank. Hier ließ ich mich nieder. Mein gutes Gehör machte mich zum stillen Teilnehmer an der Unterhaltung meiner nächsten Nachbarn.

„Sie sind also jetzt auch felsenfest überzeugt?“ flüsterte die Jungfrau.

„Vollkommen!“ gab der alte Herr zurück. „Was er mir von meiner seligen Frau mitgetheilt hat, war so ganz aus der Seele der Verewigten gesprochen, daß ich sie selbst zu hören glaubte und daß eine Täuschung für mich zu den Unmöglichkeiten gehört —“

„O, wie bedauere ich, daß ich das letztmal grade fehlte, daß ich diese herrliche Manifestation versäumen mußte, die einen so geistvollen und gebildeten Mann zu einem der unsrigen gemacht hat. Hat er Ihnen Hoffnung auf eine direkte Unterhaltung mit Ihrer Seligen gemacht?“

„Auf meine dahingehende Bitte wollte er heute antworten. Ich bin daher aufs äußerste gespannt und bewegt.“

„O, das ist himmlisch interessant, das ist rührend. Auch mir steht heute vielleicht eine große Freude bevor. Es ist allerdings kein verstorbenen Mensch, nach dessen Verbleiben im Jenseits ich ihn gefragt habe, und ich schäme mich beinahe, es zu gestehen, aber Sie, hochgeschätzter Herr, werden die Gefühle eines vereinsamten Mädchens zu begreifen wissen, und ich hätte auch wirklich garnicht nach ihm zu fragen gewagt, wenn er nicht meinen nie ausgesprochenen Wunsch in meiner Seele gelesen hätte — ich sage Ihnen, in meiner Seele gelesen. „Du hast noch etwas auf dem Herzen, liebe Seele,“ sagte er. „Ach ja,“ antwortete ich seufzend. „Ich weiß, was du auf dem Herzen hast, liebe Seele,“ sprach er wieder. Ich schlug die Augen nieder und wußte nicht, was ich antworten sollte. „Du hast ein Wesen besessen, das dir über alles theuer war, liebe Seele, die du schon seit Jahren ganz allein stehst unter den Menschen. Es war ein Thierchen, das du unter Schmerzen zu einem bessern Leben eingehen sahst. Von ihm möchtest du hören, — ist es so, liebe Seele?“ Mir stießen die hellen Thränen über die Wangen, — ja, es war wirklich so.“

Das Zwiegespräch der beiden wurde unterbrochen. Die Thür öffnete sich leise und herein trat Herr Aloys Mezig, der Raseur. Er trat eigentlich nicht herein, sondern er schlich herein, sich nach allen Seiten beinahe ängstlich umschauend und verbeugend. Aber dem Herrn Aloys Mezig erging es nur wenig besser, als mir — ich war der einzige, der ihn beachtete und durch eine Handbewegung einlud, an meiner Seite Platz zu nehmen. Die Unterhaltung meiner Nachbarn hatte mich heiter und mittheilungslustig gestimmt; ich erzählte daher, natürlich auch so leise als möglich, meinem von seiner gewohnten Redseligkeit anscheinend gründlich im Stich gelassenen Raseur, welch' hoher Genuß uns erwarte: das Erscheinen der Geister der Gattin des alten Herrn und des Hündchens der ältlichen Dame wäre für heute bereits angefaßt. Das gab Herrn Mezig die Sprache wieder.

„Der Himmel steh' uns bei, Herr Doktor,“ flüsterte er mir ins Ohr, aber so leise, daß ich es selbst kaum verstand. „Die beiden Seligen hab' ich gekannt. Wer von beiden am besten hat feien können — nun, der liebe Herrgott wird es jetzt wissen, aber Virtuosen sage ich Ihnen, Herr Doktor, waren sie alle beide drin.“

Herr Mezig war übrigens grade vor Thoreschluß gekommen. Eine alte, dunkelgrau gekleidete Frau erschien jetzt, durchschritt ernst und würdevoll das Zimmer, verschwand zu der Thür hinaus, die in den Vorjaal führte, und schloß dann diese von außen ab.

„Sie sperren uns ein, damit wir vor den Geistern nicht ausknreifen,“ flüsterte der Raseur, — dessen quecksilberner Spektakelnatur die erwartungsvoll peinliche Stille des abgeschlossenen Zimmers durchaus nicht behagte, halb humoristisch, — halb ängstlich.

Nach ungefähr fünf Minuten öffnete sich wieder die nach dem sogenannten Konsultationszimmer des Herrn Chlodwig Cannabäus führende Thür und herein trat langsamen Schrittes ein Wesen, dem man es auf den ersten Blick wirklich hätte glauben können, wenn es sich für einen Geist ausgegeben hätte.

Aber es war kein Geist — wenigstens kein körperloser. Dies in tiefstes Schwarz gehüllte, hohe, geisterhaft bleiche Mädchen, welches in der Mitte des großen Zimmers an einem kleinen, schwarzbehangenen Tische, den die alte Dienerin jetzt hereintrug, auf einem Sessel mit hoher Rückenlehne sich niederließ, war Athanasia Cannabäus — das Medium.

„Haarsträubend schön ist sie, — hab' ich recht, Herr Doktor?“ zügelte der Raseur, der bei ihrem Anblick in sich zusammensuckte, als ließe es ihm eiskalt über den Rücken.

Er hatte nicht ganz unrecht mit dem „haarsträubend schön“, nur war mir nicht recht klar, wieviel von der Wirkung der Schönheit und dem Eindruck des Erschreckenden auf Rechnung der Dämmerung zu schreiben war, welche das Zimmer bedeckte.

Außer der Dämmerung konnte ich übrigens vorläufig nichts Verdächtiges entdecken, so scharf ich umherpähte. Die alte Dienerin setzte sich hinter das Medium — doch so, daß sie das ganze Zimmer und alle Anwesenden überschauen konnte, schlug ein Gesangbuch auf und sagte mit halblauter Stimme:

„Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin.“

Darauf ließ sich ein minutenlanges Blättern in alten, mit raschelndem, vertrockneten Druckpapier versehenen Büchern vernehmen, und dann sang der größte Theil der Anwesenden, insbesondere Frauen, mit gedämpfter Stimme das religiöse Lied, von dem die alte Dienerin die Eingangsworte zitiert hatte:

„Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin,  
Die Sonn' ist aufgegangen.  
Ermuntere deinen Geist und Sinn,  
Den Heiland zu empfangen,  
Der jeho aus des Todes Thür  
Gebrochen aus dem Grab herfür  
Der ganzen Welt zur Sonne.“

Auf Herrn Aloys Mezig übte diese musikalische Leistung ergreifende Wirkung. Selbiger stöhnte schon bei der zweiten Strophe erbärmiglich. Auch meine Geduld ward bis zur Beendigung des wie ein Grabgesang schleppend und wie Regenmusik unmelodisch vorgetragenen Gesanges mit seinen neun Strophen auf eine harte Probe gestellt. Aber ich gab kein Zeichen meines Martyriums von mir, sondern verharrte im Vollbewußtsein meiner Aufgabe, als der eines wissenschaftlichen Untersuchers des hier

zur Darstellung gelangenden Schwindels oder Wahnsinns, ernst und ruhig.

Ernst blieb nun zwar Herr Moys Mehig auch — aber von Ruhe war bei ihm nicht die leiseste Spur zu entdecken. Als ob

er, in des Gedankens schrecklichster Bedeutung, auf Nadeln säße, so rückte er unermüdet auf seinem Plage hin und her, fuhr tausendmal in die Höhe, schnitt fürchterliche Gesichtser und biß sich nach der Reihe alle Finger wund. (Fortsetzung folgt.)

## Die Herde des Hungers im schlesischen Eulen- und sächsischen Erzgebirge.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Es kann mir nicht beikommen, hier ein vollständig umfassendes Bild des oberschlesischen Nothstands, dem nach der Erklärung des preussischen Finanzministers Dr. Bitter (der bekanntlich mit dem Minister des Innern Grafen zu Eulenburg sich an Ort und Stelle informiert hat) anfangs Januar d. J. 105 000 bis 106 000 Menschen anheimgefallen waren (und man darf diese Zahl eher für eine zu niedrig gezeichnete halten!), entwerfen zu wollen, — ich müßte zu diesem Zweck mehrere Nummern d. Bl. in Anspruch nehmen —, sondern ich werde mich darauf beschränken, nur einige besonders charakteristische Belege für die grausame Wirkung desselben zu geben. Als ein solcher Beleg erscheint mir vor allem ein Schreiben des Geh. Sanitätsraths Dr. Heer zu Ratibor, in welchem dieser unparteiische Zeuge u. a. folgendes ausführt:

„Seit drei Wochen bin ich ununterbrochen auf Reisen in meinem Amtsbezirk, und doch überwältigen mich täglich neue Szenen des grauenvollen Elends, das über unseren unglücklichen Landestheil verhängt ist. Der Typhus ist nunmehr (Ende Dezember vorigen Jahres) in der Kreisstadt und in den Dörfern Solarad, Olshau, Bluschezan, Plania, Marquartowitz, Ramin, Brzesniz, Raschütz, Bobrownitz, Woinowitz und Standza konstatiert, und wenigstens in mehreren Ortschaften erst einzelne Fälle aufgetreten sind, so muß doch die Gleichzeitigkeit ihrer Erscheinung als der Ausdruck einer allgemeinen Ursache erachtet werden. Ueber die Natur dieser Ursache besteht kein Zweifel mehr. Am 21. d. habe ich zwei große Dörfer im Oppahale besucht, die durch sechsmonatliche Ueberschwemmung ihrer Felder ihre ganze Ernte eingebüßt haben. In diesen zwei Orten sind 700 Personen ohne alle Nahrungsvorräthe; sie werden durch fremde Hilfe bis zum Beginn der Arbeitszeit erhalten werden müssen. Ich habe die Kinder in den Schulen gesehen und unter ihnen eine große Menge abgemagerter, blutarmen Gestalten gefunden, die mittags das Schulkloß nicht verlassen wollten, weil sie zu Hause kein warmes Zimmer und kein Mittagmahl finden. Und was ist die Nahrung der besser Situirten? Zwei Mahlzeiten von schlecht gerathenem Buchweizen, der, auf Handmühlen zerkleinert, mehr als die Hälfte des Gewichts schwarze feste Hülsen gibt. Davon werden Klumpen ohne jede Fettung in Salzwasser gekocht. Leider ist diese elende Kost ein Luxus gegen die zahlreichen ekelerregenden Gerichte, welche aus den zur Zuderfabrikation nicht geeigneten misrathenen Rüben bereitet werden und sehr vielen Familien zur ausschließlichen Nahrung dienen. Ich habe gesehen, daß eine Hausfrau fünf Kindern diese Kost dadurch schmackhaft oder wenigstens annehmbar zu machen versuchte, daß sie die gefortenen Rübenstücke mit geriebenem alten Käse der ekelhaftesten Art servirte. Seit mehreren Tagen sind Volkstüchen und Suppenanstalten an vielen Orten im Gange; um aber allen Bedürfnissen zu genügen, dazu fehlt noch unendlich viel. Gegenwärtig ist's noch nicht gelungen, mehr als die völlig hilflosen zu ernähren. Inzwischen greifen die durch ungenügende und ungeeignete Nahrung bedingten Darm- und Magenkatarrhe in bedenklicher Weise um sich und bereiten dem Typhus einen fruchtbaren Boden. — Für Fachmänner, die sich für unsere Zustände interessieren, wird die Bemerkung von Bedeutung sein, daß alle bisher hier beobachteten Typhusfälle streng den vierzehntägigen Typhus zeigen, der die großen Epidemien von 1848 und 1849 anzeichnete.“

In Czierzowitz aßen die schon lange darbanden Leute die zur Verteilung gelangenden Erbsen vor Hunger sofort roh. In Rybnitz wurde die Volkstüche förmlich belagert, und in Gultschin vermochte man dem Andrang zur Suppenanstalt kaum zu genügen, obwohl bereits zwei Kessel zur Suppenbereitung aufgestellt waren.

Hierzu noch die Bemerkung, daß zum immer weiteren Umsichgreifen des Nothstandes auch der Wucher, wie durch die Provinzialregierung selbst festgestellt ist, ein bedeutendes beigetragen hat. Die ganze arme Bevölkerung — äußerte Finanzminister Bitter gelegentlich der Vorlegung des Gesekentwurfs, „betreffend die Bewilligung von Staatsmitteln zur Beseitigung des durch Ueberschwemmung“) herbeigeführten Nothstands in Oberschlesien“ am 9. Januar d. J. im preussischen Abgeordnetenhaus — sei von einem unzerreißbaren Netze des Wuchers umgeben. „Wenn das alles wahr ist, was uns über die Einwirkungen wucherischer Bestrebungen, namentlich in Bezug auf den Nothstand gesagt ist, dann können die Verhältnisse so nicht bleiben. Es muß irgend etwas geschehen, um die Bevölkerung in dieser Hinsicht selbst gegen ihren Willen zu schützen.“ Daß es schließlich Leute gibt, welche es nicht verschmähen, den Nothstand in der Weise auszubuten, daß sie die von dem Nothstandskomité's vertheilten Kleidungsstücke den Empfängern um ein Spottgeld abschwindeln, um für sich Gewinn daraus

\*) Es bedarf wohl nach unseren vorhergehenden Ausführungen kaum des Hinweises darauf, daß „Ueberschwemmung“ nicht die Hauptursache des Nothstands ist. D. Verf.

zu schlagen („Nothstandshähnen“), dürfte dem einen oder dem anderen unserer Leser schon bekannt sein.

Der Nothstand im sächsischen Erzgebirge, und nicht bloß in diesem, sondern in allen Weberdistrikten des Sachsenlandes, ist, gleich dem oberschlesischen, schon seit Jahren vorhanden. Arbeitslosigkeit und, wo es allenfalls noch ausreichende Beschäftigung gibt, bis auf das niedrigste Niveau herabgedrückte Löhne sind die Ursachen desselben, zu denen dann noch die Kälte des heurigen Winters gekommen ist, um ihn so fühlbar wie möglich zu machen. Die Nothleidenden im Voigtlande sind schon seit Jahren auf die öffentliche Unterstützung durch Anlauf von Saatkartoffeln und Saatgetreide, Errichtung von Suppenanstalten oder anderweitige Beschaffung von Lebensmitteln u. s. w. angewiesen. Und wie manche gibt es doch außer den offensibaren Hungerleidern, die aus begreiflichem Schamgefühl ihre Bedürftigkeit, so gut es geht, zu verbergen suchen!

Wie sehr die Handweberei in Sachsen immer mehr an Boden verliert, dürfte u. a. daraus hervorgehen, daß z. B. in dem bekannten Orte Glauchau, welcher in früherer Zeit einen großen Theil des ganzen oberen Muldenthals mit „Ketten“ versorgte, die Zahl der Handwebstühle im Jahre 1879 nur noch 2513 gegen 3417 im Jahre 1873 betrug, dieselbe also in dem kurzen Zeitraum von 7 Jahren sich um ca.  $\frac{1}{3}$  vermindert hat. Mit dieser Verminderung der Webstühle ist der Niedergang der Löhne, wie gesagt, Hand in Hand gegangen. Für zwei Stück von je 126 „Leipziger Ellen“ werden beispielsweise (incl. aller Auslagen für Spulen, Treiben, Scheeren und Borrichtungen) 8 Mark bezahlt. Nach einer Berechnung des Durchschnittslohnes der Handweber in Meerane belief sich derselbe nach Abzug der Auslagen für die unbezahlten Vorarbeiten per Woche auf ca. 5 Mark, d. h. bei voller Beschäftigung, die aber oft, sehr oft wochen- ja monatelange Unterbrechungen erleidet\*). Unter diesen Verhältnissen ist es wohl kein Wunder, wenn Stück um Stück von den wenigen Habseligkeiten der armen Familien ins Leihhaus wandern oder dem Exekutor in die Hände fallen muß. Es erklärt sich aus dieser Nothlage der Bevölkerung auch das massenhafte Entstehen von Pfandverleihinstituten in kleineren Orten, wo an solche vor wenigen Jahren noch gar nicht zu denken war und in der Meinung der „kleinen Leute“ derjenige, der etwa in einer benachbarten größeren Stadt etwas „versteht“ hatte, sofort den Geruch der Lüderlichkeit oder anderer Untugenden und Laster an seine Person hestete. Von durchaus glaubwürdiger und unparteiischer Seite wurde schon zu Anfang des Winters versichert, daß es in Meerane über 300 Familien gebe, die keine Betten mehr haben. Es würde leicht sein, ebenso ergreifende Bilder aus dem Leben der sächsischen Weberbedrückung zu entrollen, wie es oben hinsichtlich der armen schlesischen Weberfrau gethan wurde; man kennt Familien, „in denen der Vater seit Jahren siecht und arbeitsunfähig ist und denen mit sammt den fünf bis sechs Kindern die Frau mit ihrer Hände Arbeit allein Brod schaffen muß und schafft.“ Aber die schon weit überschrittenen Raumgrenzen dieser Arbeit erheischen gebieterisch, zu schließen.

Wie der bleierne Druck dumpfer, schwerer Luft liegt's über der modernen Welt, — aber wir zweifeln nicht, — und das ist unser Trost, wenn er auch den augenblicklich Nothleidenden selbst wenig hilft, — daß die Kulturentwicklung die Entlastung von diesem Drucke bringen wird, weil sie mit dem strengen Zwang und der unabwendbaren Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sie bringen muß.

\*) Ein Handweber in Müllensgrunde, Vater einer Familie von fünf Köpfen, — so wurde von dem Referenten über die Petition der müllener Weber im sächsischen Landtage festgestellt, — hat seit Michaelis, also seit etwa fünfzehn Wochen, fünf Stück gewebt und dafür 48 Mark eingenommen, — das ist nur ein Beispiel von vielen! — Außerordentlich niedrig sind auch die Löhne in den mechanischen Webereien. So werden in einer mir naheliegenden Fabrik, dessen Besitzer die Einwohner des kleinen Ortes durch die sich ihm hier bietenden billigen Arbeitslöhne trefflich zu nähern versteht, per Woche 5, 6 und 7 Mark bezahlt, und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir den letztgenannten Betrag (7 Mark) als den daselbst gewöhnlichen Durchschnittslohn bezeichnen. Daß es einzelne Ausnahmefälle gibt, in denen sich manche Arbeiter günstiger sehen, ändert an der Hauptsache nichts. Aus dem enormen Gewinn, welchen der betreffende Fabrikant, dem von ihm gemachten Aufwand zufolge, erzielen muß, dürfen wir keineswegs schließen, daß er nicht mehr Lohn zahlen könnte. D. Verf.

**Baldurs Tod** (Bild Seite 32). Es wäre dem Wesen unserer realistischen Zeit nicht entsprechend, sich in die religiösen Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren zu vertiefen, wenn ihr düsteres Götterwolkens uns nicht sofort in jenes Fabelreich brächte, in welchem dem sinnenden Menschen die Erdumwälzungen der Urzeit zu formenschönen Sagen werden. Die nordische Mythologie (Götterlehre), ein Werk der Skalden (Sänger), ist eine Kosmogonie (Weltentstehungsgeschichte), deren Besonderlichkeiten zugleich von der wilden Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugen, wo sie entstand. Die physische Allegorie der skandinavisch-germanischen Völker, die Naturkräfte zu verkörpern, ist in der That nicht schlechter als in anderen Mythologien, ja zum Theil noch sinniger. Da die Mehrzahl unserer Gebildeten das lästerliche Göttergeschwätz, mit welchem griechische Dichter den Olymp bevölkerten, ziemlich genau kennt, die Namen Wotan und Frigga,

Baldur und Hödur u. s. w. wahrscheinlich zum ersten mal in Richard Wagners Musikdramen gehört hat, so wollen wir bei der Beschreibung der Figuren unseres Bildes umständlich zu Werke gehen. Wotan, Allvater der Asen (eines jüngeren Göttergeschlechtes, das aus Asien nach Europa kam) hat seine Nachkommenschaft in das liebliche Asgard zum Spiele geladen. Diese vermenschlichten Naturerscheinungen waren nicht unsterblich, wie uns der Vorgang unseres Bildes belehrt. Kraftäußerung war der höchste Genuß jener potenzierten Menschen und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen die höchste Ehre. So beschließen die Asen nach ledernem Mahle zur Kurzweil auf Baldur, den Liebling der Götter und Menschen, den Bewahrer des Lichtes und Schöpfer der Blumen, mit dem Bogen zu schießen, welches Vergnügen deshalb ungefährlich ist, weil Frigga, Wotans Gemahlin und Baldurs Mutter, den hölzernen Pfeil dadurch unschädlich machte, daß sie allen in der Erde wurzelnden Pflanzen den Eid abnahm, dem geliebten Sohne niemals zu schaden. Die auf Baumstämmen wuchernde Mistel hat sie zum Unheil des Sproßlings vergessen. Nur Loki, dem Bösen, dem Herrn des Feuers, aus dem der mittelalterliche Teufel gemodelt wurde, ist diese Thatsache bekannt und spornt ihn zur Unthat. Nachdem Thor, der Gott des Donners, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturmwind ertönt, und sein lieblicher Bruder Bragi, der Verkörper der Weisheit und Dichtkunst ihr Treßgeschick erprobt haben, naht sich Loki-Mephistopheles dem abseits stehenden blinden Hödur, dem Gotte der Finsterniß und Kälte und raunt ihm ins Ohr, doch auch sein Glück zu versuchen. Nachdem er heimlich den Erlempfeil entfernt und an seine Stelle ein von ihm aus Mistelzweigen geschnitztes Geschloß geschoben, drückt er dem zagenben Todengott den Bogen in die Hand; die Sehne schwingt und der Träger des Lichtes stürzt, zu Tode getroffen von dem eignen Bruder, dem Hüter der Nacht. Lokis gelungene List verursacht nicht geringe Aufregung im Kreise der Asen, denn es ist das erste mal, daß das Schicksal gegen die Fügung der Götter seine eigene Bahn wandelt und willkürlich das Werkzeug seiner Laune wählt. Ranna, Baldurs züchtige Hausfrau, die mit bescheidenem Auge den Geist des Gatten bewunderte, stürzt wehklagend an der Seite des Sterbenden zusammen. Allvater Wotan hat sich erschrocken von seinem steinernen Throne erhoben, er ahnt wohl, daß dieser Brudermord ein Vorbote der ihm von Erda geweissagten Götterdämmerung, dem Ende seiner Herrschaft sei. Thor, der Donnerer, der jeden Widerstand mit seinem Hammer zermalmt, hat dräuend die Rechte erhoben und Tyr, der Vertreter der Stärke und Unerblichkeit, der, hoch wie die Tanne, den Blitz der Schlachten schwingt, scheint sich auf den schleichenden Verderber Loki stützen zu wollen, allein dieser erwartet gleich allen verneinenden Geistern mit höhnischem Bedacht den Angriff. Die weiblichen Zuschauer gerathen, wie es sich für zartfühlende Göttinnen ziemt, bei der unerwarteten Katastrophe aus Rand und Band. Die Göttermutter Frigga, ihre weissagende Schwester Saga, Gyra, die Aertzin, Gefione, die verschleierte Beschützerin der Keuschheit, Bragis Gemahlin Iduna, welche die Aepfel der Unsterblichkeit bewahrt, die sie den gefallenen Helden beim Eintritt in Walhall in goldenen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten, Gna, die Botschafterin der Götter, und Lyna, die Sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne ausfließt, die Spenderin der Huld, sie alle geben ihrer Entrüstung in Blick, Geberde und Haltung Ausdruck. Auch der nordische Apollo, Bragi, eilt verstört zur Hülfe herbei. Der von den Skalden dichterisch ausgestaltete und von den Priestern eigennützig ausgebeutete Vorgang ist ein Sinnbild des Wechsels der Jahreszeiten, des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Wärme und Kälte. Die Menschen der Vorzeit, mit der Planetenstellung unserer Erde im Sonnensystem nicht bekannt, suchten die Ursache der Veränderung der Jahreszeiten nicht in der Erdumdrehung, sondern schrieben die ihnen unerklärlichen Wirkungen derselben dem Einflusse guter und böser Geister zu. Eine Zeit, welche die naturwissenschaftliche Forschung noch nicht kannte, leitete jede Kraftäußerung von einem Willen ab, der sie hervorbringt und ihre Wirkungen lenkt, setzte an die Stelle der wesenlosen Naturkraft eine willensbegabte Persönlichkeit, die als eine milde oder strenge, freundliche oder feindliche erschien, je nachdem die ihr zugeschriebenen Wirkungen segensvoll oder verderblich waren. Und da die verschiedenen Wirkungen weit über das Maß menschlicher Kraft hinausgingen, erschienen die sie erzeugenden Personen als überirdische, als Gottheiten, zu denen der Mensch in ein religiöses Verhältniß trat. Das frömmelnde Mittelalter ging noch einen Schritt weiter und führte für jedes unerklärliche Naturereigniß des Glaubens liebstes Kind, das Wunder, ins Treffen. Die Apostel der Aufklärung, die das Zueinandergreifen der Naturkräfte vermutheten, wurden als Ketzer verbrannt und gekreuzigt. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, das Räuberwerk der Weltuhr wissenschaftlich zu erforschen, doch wird es noch lange dauern, bis aus den zerstreuten Bausteinen der Tempel der Erkenntniß auf-

geführt sein wird, von dessen Zinnen der wissenschaftliche Einblick in den Haushalt der Natur ermöglicht wird. Zum Schluß wollen wir des Gemäldes „Das Schicksal der Götter“ von Julius Raue, dem unser Holzschnitt nachgebildet ist, lobend erwähnen, weil dessen Inhalt für das Volk lehrreicher ist, wie der der Martyrien der christlichen Legende.

Dr. M. L.

### Mahmud Begada's Harempalast zu Satebsch. (Bild S. 33.)

Er gibt uns ein Bild früherer glänzender Herrschaft des Muhamedanismus in Indien, die ebenso der Vernichtung anheimfiel, wie dieses sie hier in der Blüthe und im Verfall versinnbildlichende großartige monumentale Bauwerk. Der kolossale Umfang desselben zeigt am deutlichsten die Dimensionen, die seine Bestimmung in der üppigen Natur Indiens annahm, d. h. für die, welche die Mittel dazu hatten — die Reichen. Nermere können sich einen solchen Luxus selbstverständlich auch da nicht erlauben, wo ihnen Religion und Sitte den Schein der Berechtigung verleihen. Man behauptet im Gegentheil, daß gewisse arme Hindustämme sich der Polyandrie (Vielmännerei) hingeben, was ebenso unnatürlich und daher unsittlich ist, wie das andere Extrem: die Polygamie (Vielweiberei). Es ist heute noch so, in Indien und — auch anderwärts! Dort ist man nur öfner, und als der Vater des jetzigen Nizam von Hairadabad 1869 starb, da erhielt sein kaum den Windeln entwachsenes Söhnchen und Nachfolger, Mir Mahbul Ali Kahn, einen Harem mit 2000 Insassen zugestellt und verblieb in den Frauengemächern unter Leitung (!) seiner Mutter und Großmutter bis zum Jahre 1874, wo er sich erst seinem Volke als König zeigte\*). Die Männer, oder vielmehr Knaben, denn sie sind meist noch im Kindesalter, heiraten überhaupt in Indien sehr früh und zwar ältere Frauen, was natürlicherweise zu allerhand Ausschweifungen in sittlicher Beziehung führen muß. — Von größerem Interesse ist die heutige Illustration in kunsthistorischer Hinsicht. Man hat bekanntlich die alten Grottenbauten — zumeist Tempel des Buddha und des Brahma — als den Ursprung der Hindukunst bezeichnet. Die Engländer haben sich jedoch, seitdem sie im Besitz der Herrschaft von Ostindien sind, nicht allein die größte Mühe gegeben, diese in merkantilischer Hinsicht für sich auszuheben, sie haben sich auch nicht minder große Verdienste in der Erforschung der indischen Alterthümer erworben und dadurch scharfsinnigen Fachmännern die Mittel an die Hand geliefert zu dem Nachweis, daß die oben angeführte Hypothese nicht nur falsch, sondern daß die indische Grottenarchitektur der Schluß einer sehr alten, vieltausendjährigen Epoche ist. Die ältesten Felsenbauten sind Höhlen, theils von Natur vorhanden, theils durch Menschenhand geschaffen, welche als Wohnungen gedient haben. Man rechnet die auf der Insel Cassetta bei Kanheri, 12 Kilometer von der Station Bhandup der Peninsularbahn, zu den ältesten und sollen sich dort gegen hundert befinden; Felsentempel sind am gleichen Ort über zwanzig vorhanden. Das Schiff dieser Tempel schließt oben als Tonnengewölbe ab und ist am Ende als Halbknäuel geformt. Semper behauptet in seinem Hauptwerke: „Der Stil“, daß diese kolossalen Felsenbauten der Holz- und Backsteinbau vorausgegangen sein müsse. Noch höheren Werth legt er auf die ursprüngliche Bekleidung architektonischer Werke durch Stuck, Holz, Farbe, Metall u. dgl., während diesem hinwiederum die textile Kunst erst zu Grunde liegen müsse, da die architektonische Gliederung der Steinskulptur weiter nichts sei, als die Uebersetzung erster Dekorationsweisen auf den Stein. Später, als die Brahmanen die Buddhismen vertrieben hatten, bemühten auch diese sich, in dieser Baukunst fortzufahren, und man vermuthet, daß die mystisch-phantastisch und meist übermäßige Ausschmückung der Felsenbauten mit menschlichen und thierischen Figuren, sowie sonstigem Ornament von ihnen herrührt. Bald mag sich auch der Einfluß der persischen Kunst bemerkbar gemacht haben. Cuningham, der Direktor des archäologischen Instituts zu Bombay, behauptet nicht allein dies, sondern auch die Einwirkung der griechischen Baukunst, die jedenfalls durch den Zug Alexanders des Großen mit herübergebracht worden sei. Der Einfluß des letzteren Stils mache sich selbst in den Gegenden, wo die griechische Säulenordnung wenig Eingang gefunden, bemerkbar. Unser Bild dürfte dieses zur genüge veranschaulichen. Das ihm zu Grunde liegende Original gehört wohl zu den Bauwerken Indiens, die erst seit dem 11. Jahrhundert entstanden und wegen des dazu verwandten schlechten Materials bald dem Zahn der Zeit wieder zum Opfer fielen. Der Niedergang der muhamedanischen Herrschaft mag auch zum zeitigen Verfall beigetragen haben. Daß im übrigen die Muhamedaner auch in dieser Richtung in Indien auf die Architektur eingewirkt haben, zeigt, abgesehen von vielem andern, schon die Graberstadt von Golkonda in Nr. 45 vor. Jahrgangs.

\*) So erzählt von dem kundigen E. Schlagintweit in dem Prachtwerk: Indien in Wort und Bild. Leipzig, S. Schmidt & C. Günther.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Wasser- und Wasserreinigung, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Die deutschen Landsnedhte. Kulturhistorische Skizze von M. Wittich. — Heißsporne und Sicherheitskommissarien im Gebiete der Naturwissenschaft, von Bruno Geiser (Schluß). — Mein Freund, der Klopsgeist. Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (III). — Die Herde des Hungers im schlesischen Eulens- und sächsischen Erzgebirge, von Dr. M. Bogler (Schluß). — Baldurs Tod (mit Illustration). — Mahmud Begada's Harempalast zu Satebsch (mit Illustration).